



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Inklusiver Tanz als subversive Praxis:
Eine Untersuchung zur Körperpolitik am Beispiel von
Michael Turinskys *heteronomous male*“

verfasst von

Franziska Köberl

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 317

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Theater-, Film- und Medienwissenschaft

Betreut von:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Monika Meister

Vorwort & Danksagung

„How does one write the disabled body?“¹

Die vorliegende Arbeit spiegelt meine Annäherung an diese Frage wider. Das Schreiben der Arbeit war ein spannender, oft schöner, auch mal von Zweifeln geprägter, aber immer lehrreicher Prozess. In Gang gesetzt wurde dieser Prozess durch die Performance *heteronomous male* von Michael Turinsky – in dessen Tanz ich mich, obgleich weder männlich noch körperbehindert, auf eine gewisse Weise wiedererkennen konnte, und dessen Reflexionen zur Praxis des inklusiven Tanzes meiner Überzeugung nach inspirierend für jegliches Nachdenken über den Körper sind. Ich hoffe mit dieser Arbeit einen Teil dieser kinästhetischen Ansteckung sowie das Darüber-Hinausgehen inklusiver Performances vermitteln zu können. Für die Zurverfügungstellung der Aufzeichnung von *heteronomous male* möchte ich mich bei Michael Turinsky sowie bei *ImPulsTanz* bedanken.

Gedankt sei allen, die mich beim Prozess des Schreibens begleitet haben: meinen Eltern, deren Rückhalt mir das Studium ermöglicht hat; meinem Bruder Martin, für die genaue und bereichernde Kritik an der Sprache; Markus, für die Diskussionen zum Inhalt; Kathi und Geli, deren positive Rückmeldungen mir das Abschließen mit der Arbeit erleichtert haben; sowie meiner Schwester Kathi und all meinen Freund_innen, für ihr Dasein und das Verständnis, auch wenn ich mal keine Zeit hatte. Mein besonderer Dank gilt außerdem ao. Univ.-Prof. Dr. Monika Meister, für die motivierende Betreuung.

¹Porter, James I.: „Foreword“, in Mitchell, David T./Sharon L. Snyder (Hg.): *The Body and Physical Difference. Discourses of Disability*, Ann Arbor: The University of Michigan Press⁴ 2004 (Orig. 1997), S. XIII-XIV, hier S. XIII

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	7
1.1. Forschungsfrage	8
1.2. Aufbau und Methode.....	9
1.3. Begriffe.....	10
1.3.1. Behinderung	10
1.3.2. Inklusion & inklusiver Tanz.....	12
1.3.3. Körperpolitik	16
2. Zur diskursiven Konstruktion der Körper	19
2.1. Das ambivalente Subjekt.....	19
2.2. Performativität & Materialisierung	26
2.3. Subversion.....	35
2.4. Konstruktivismus: Grenzen & Kritik	40
2.5. Butlers Körpertheorie in den Disability Studies	42
3. Imperfekte Körper	51
3.1. Perspektiven auf Behinderung	51
3.1.1. Das medizinische Modell von Behinderung	52
3.1.2. Das soziale Modell von Behinderung	53
3.1.3. Perspektivenwechsel	55
3.2. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Behinderung.....	56
3.2.1. Außergewöhnliche Körper	56
3.2.2. Disziplinierte Körper.....	59
3.2.3. Marginalisierte Körper	66
3.2.4 Verkörperte Differenz	72
3.2.5. Performative Realisierungen von Behinderung	76

4. Imperfekte Körper auf der Bühne	78
4.1. Zwischen Unsichtbarkeit und Hypervisibilität.....	79
4.1.1. Blickwechsel	81
4.1.2. Der behinderte Körper als ganzer Körper	83
4.2. Subversives Potential inklusiver Performances	84
4.2.1. Performativität – Präsenz – Kinästhetik.....	86
4.2.2. Behinderte Körper im Tanz.....	90
4.3. <i>heteronomous male</i>	93
4.3.1. Aufführungsbeschreibung	93
4.3.2. Fremdbestimmte Männlichkeit	94
4.3.3. „Der zerrissene Körper im Tanz“	97
4.3.4. Inklusiver Tanz als „strauchelnde Gestik“	99
4.3.5. Inklusiver Tanz als subversive Praxis	102
5. Conclusio.....	104
6. Quellenverzeichnis	108
6.1. Performance	108
6.2. Literaturverzeichnis.....	108
6.3. Onlinequellen	113
7. Anhang	114
7.1. Zusammenfassung.....	114
7.2. Abstract	115
7.3. Lebenslauf	116

1. Einleitung

„Inwiefern und inwieweit kann die Bodennähe des behinderten Tänzers als Kritik an der phallozentrischen Vertikalität artikuliert werden?“², fragt Michael Turinsky in seinem Solo *heteronomous male*, während er im Kniestand auf einem Tisch steht. Weder ist der Körper des Tänzers in diesem Moment nahe dem Boden, noch ist er horizontal gerichtet. Ganz so einfach ist die Kritik also nicht.

In seiner dreißigminütigen Performance³ verhandelt der Tänzer und Philosoph, seit Geburt aufgrund einer Zerebralparese körperbehindert, Möglichkeiten einer fremdbestimmten Männlichkeit und des inklusiven Tanzes an sich. Dies geschieht sowohl auf sprachlicher als auch tänzerischer Ebene. Die sprachlich geäußerten theoretischen Reflexionen sowie die Präsenz des Tänzerkörpers verschränken dabei die Kritik an dem von Turinsky konstatierten zeitgenössischen gesellschaftlichen Imperativ, der Körper dem Prozess der Kapitalakkumulation unterordnet und damit zum Verschwinden bringt,⁴ mit der Kritik an hegemonialen Vorstellungen von Männlichkeit und Behinderung. Diese Performance ist einer der Ausgangspunkte zu meinen Überlegungen zur Körperpolitik im inklusiven Tanz.

Der zweite Ausgangspunkt ist das bereits 1990 erschienene Essay „Reinstating Corporeality: Feminism and Body Politics“ von Janet Wolff. Die Autorin schlägt hier vor, den (weiblichen) Körper als privilegierten Ort der politischen Intervention zu betrachten, da er schließlich auch der Ort von Disziplinierung sowie Marginalisierung durch spezifische Praktiken, Ideologien und Diskurse sei.⁵ Jegliche Form der Körperpolitik müsse aber, um erfolgreich zu sein, über den Körper sprechen. Das heißt es sollten die Materialität und die soziale und diskursive Konstruktion des Körpers thematisiert sowie existierende Repräsentationsregime aufgebrochen und unterwandert werden.⁶

² *heteronomous male*. Choreografie, Tanz, Bühne und Text: Michael Turinsky. Musik: Ben Frost. Kostüm: Devi Saha. Die Beschreibung der Performance beruht auf einem Aufführungsbesuch am 12. Juli 2013 im Rahmen von *ImPulsTanz* 2013 im Schauspielhaus Wien sowie einer Aufzeichnung, die mir *ImPulsTanz* und Michael Turinsky dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt haben. 14‘35“-14‘55“ der Aufzeichnung. Mittlerweile hat Michael Turinsky eine Aufzeichnung der Performance auf dem Videportal Vimeo zugänglich gemacht: <http://vimeo.com/97516408>, Zugriff am 28.11.2014

³ Ich verwende den Begriff der Performance hier im Sinne einer theatralen Aufführung, ohne damit bereits etwas über das spezifische Verhältnis von Zuschauenden und Performenden sagen zu wollen.

Vgl. Umatum, Sandra: „Performance“ in: Fischer-Lichte, Erika/Doris Kolesch/Matthias Warstat (Hg.): *Metzler Lexikon Theatertheorie*. Stuttgart/Weimar: Metzler 2005, S. 231-234, hier S. 231f.

⁴ Vgl. Turinsky, Michael: „Strauchelnde Gesten. Zu einer politischen Ontologie inklusiven Tanzes“ in: *gift – zeitschrift für freies theater* 02/2010, S. 51-55, hier S. 52

⁵ Vgl. Wolff, Janet: „Reinstating Corporeality: Feminism and Body Politics“, in: dies.: *Feminine Sentences. Essays on Women & Culture*. Cambridge/Oxford: Polity Press in association with Basil Blackwell 1990, S. 120 – 141, hier S. 122

⁶ Vgl. Ebd., S. 138

Im inklusiven Tanz – „der gemeinsamen künstlerischen Praxis behinderter und nicht-behinderter Tänzerinnen und Tänzer“⁷ – zeigt sich meiner Einschätzung nach die Spannung von diskursiver Konstruktion und Materialität des Körpers in besonderer Weise.

1.1. Forschungsfrage

Die grundlegende Frage dieser Arbeit ist, ob inklusiver Tanz als subversive Praxis zu begreifen ist und was uns behinderte Körper auf der Bühne in Bezug auf diskursive Konstruktion und Materialität sowie Medialität des Körpers zeigen können. Die Bühne bietet einen Ort, an dem gängige Repräsentationen behinderter Körper sowie Einschreibungen in behinderte Körper hinterfragt werden können. Im Anschluss an Judith Butler begreife ich den Körper als einen durch Diskurse konstruierten Körper. Dass der Körper durch Diskurse konstruiert wird, ist Voraussetzung für Körperpolitik als subversive Praxis. Dabei geht es keineswegs um das Leugnen der Materialität des Körpers, sondern vielmehr um ein Neudenken dieser: sie wird verstanden als die Wirkung von Machtdynamiken. Die Materie der Körper ist nicht zu trennen von den sie regulierenden Normen und der performativen Wiederholung dieser Normen.⁸

Inklusiver Tanz zeigt außerdem – und hier folge ich Michael Turinsky – die spezifische Medialität behinderter Körper. Als „strauchelnde Gestik“⁹ kann inklusiver Tanz behinderte Körper aus ihrer Unterordnung unter bestimmte Zwecke befreien. Die Bewegung und damit die Körper sind in der westlichen Gesellschaft dem Imperativ der Kapitalakkumulation unterworfen, wobei der Großteil der zu leistenden Arbeit immaterielle Arbeit ist. Diese kann mit Turinsky als mediale Arbeit begriffen werden, in der das Medium – der Körper – hinter das zu übertragende Andere zurückzutreten hat. Durch ihre „opake Materialität“ und „spezifische Medialität“¹⁰ können behinderte Körper im inklusiven Tanz diesen Imperativ angreifen.

Folglich ist meine These, dass inklusiver Tanz auf besondere Art und Weise subversiv sein kann – indem er Behinderung und die Körper behinderter Menschen zum Wert erhebt, zugleich aber deren diskursive Konstruktion aufzeigt; und infolgedessen auf die Inklusion behinderter Menschen in die Gesellschaft drängt. Gleichzeitig hat inklusiver Tanz das Potential, im Zuge des Eindringens in den Diskurs subversiv zu wirken, da die spezifische Medialität behinderter Körper den gesellschaftlichen Imperativ der Unterordnung der Körper unter den Prozess der Kapitalakkumulation subvertieren kann.

⁷ Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 51

⁸ Vgl. Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (Orig. *Bodies that Matter. On the discursive limits of „sex“*, New York: Routledge 1993), S. 22

⁹ Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 53

¹⁰ Ebd., S. 53

1.2. Aufbau und Methode

Im Sinne einer kulturwissenschaftlichen Arbeitsweise nähere ich mich der Beantwortung der Fragestellung nicht direkt über den Forschungsgegenstand, sondern über die Problemstellung;¹¹ das heißt, über den Umweg der Darlegung poststrukturalistisch orientierter Theorien zu Körper, Subjekt und Behinderung, komme ich im letzten Kapitel zur Analyse des eigentlichen Forschungsgegenstandes. Impliziert ist damit eine transdisziplinäre Arbeitsweise, die Wissen aus unterschiedlichen Forschungsrichtungen verknüpft.

Die vorliegende Arbeit ist in drei aufeinander aufbauende Teile gegliedert. Im ersten Teil wird, den Theorien Judith Butlers folgend, die diskursive Konstruktion der Körper thematisiert. Ich beziehe mich im Wesentlichen auf *Psyche der Macht*¹² und *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*¹³, um die Voraussetzungen der Subjektwerdung des Menschen nachzuvollziehen, und auf *Körper von Gewicht*, um nach den Bedingungen der Materialisierung von Körpern, der Performativität des Diskurses sowie Möglichkeiten der Subversion zu fragen. Anschließend gehe ich auf Kritik am Konstruktivismus und vor allem auf die Rezeption von Butlers Körpertheorie in den Disability Studies ein.

Ausgewählte Texte der Disability Studies bilden dann auch die Grundlage für den zweiten Teil dieser Arbeit. Hier thematisiere ich die besondere Art und Weise, auf die der behinderte Körper im Diskurs konstruiert und durch diskursive Praktiken diszipliniert sowie marginalisiert wird. Vor allem poststrukturalistisch orientierte Theorien, deren gemeinsame Basis die Theorien Michel Foucaults bilden, sollen hier mit Augenmerk auf eine Theorie des behinderten Körpers gelesen werden. Dass diese ein noch zu erfüllendes Desiderat der Disability Studies darstellt, konstatiert nicht nur Anne Waldschmidt.¹⁴

Im dritten und letzten Teil zeige ich, wie sich die Verortung behinderter Menschen in der Gesellschaft auf der Bühne fortschreibt, um dann auf Performances einzugehen, die mit tradierten Sichtweisen auf den behinderten Körpern brechen. Auch

¹¹ Vgl. Henningsen, Bernd/Stephan Michael Schröder: *Vom Ende der Humboldt-Kosmen. Konturen von Kulturwissenschaft*, Baden-Baden: Nomos 1997, S. 7; zitiert nach: Appelsmeyer, Heide/Elfriede Billmann-Mahecha: „Kulturwissenschaftliche Analysen als prozeßorientierte wissenschaftliche Praxis. Einleitung“, in: dies.: *Kulturwissenschaft. Felder einer prozeßorientierten wissenschaftlichen Praxis*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2001, S. 7-17, hier S. 9

¹² Butler, Judith: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001 (Orig. *The Psychic Life of Power. Theories in Subjection*, Stanford: University Press 1997)

¹³ Butler, Judith: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009 (Orig.: *Undoing Gender*, New York: Routledge 2004)

¹⁴ Vgl. Waldschmidt, Anne: „Körper – Macht – Differenz: Anschlüsse an Foucault in den Disability Studies“, Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung Disability Studies II am 29. November 2006, Zentrum für Disability Studies der Universität Hamburg, <http://bidok.uibk.ac.at/library/waldschmidt-koerper.html>; Zugriff am 29.09.2014; vgl. auch: Snyder, Sharon L./David T. Mitchell: „Re-engaging the Body: Disability Studies and the Resistance to Embodiment“, in: *Public Culture*, Volume 13, Number 3, Fall 2001, S. 367-389

„[i]nklusiver Tanz, also die gemeinsame künstlerische Praxis behinderter und nicht-behinderter Tänzerinnen und Tänzer, steckt, was deren theoretische Durchdringung sowie die Reflexion der unterschiedlichen Arbeitsweisen derselben betrifft, gleichsam noch in den Kinderschuhen.“¹⁵

Grundlegende Arbeiten für das letzte Kapitel sind Petra Koppers *Disability and Contemporary Performance*¹⁶ und Ann Cooper Albrights *Choreographing Difference*¹⁷. Außerdem werde ich hier – zurückgreifend auf Texte vor allem von Erika Fischer-Lichte – die zuvor erarbeitete Theorie der Performativität in Beziehung zur theaterwissenschaftlichen Theorie des Performativen setzen. Die Analyse der Performance *heteronomous male* bildet den Abschluss der vorliegenden Arbeit.

1.3. Begriffe

Im letzten Abschnitt der Einleitung umreiße ich die Begriffe, die eine zentrale Stellung in meinem Text einnehmen. Dabei geht es mir nicht um abgeschlossene Definitionen, sondern um eine Annäherung an diese Begriffe, ihre Bedeutung und ihre Verwendung.

1.3.1. Behinderung

In der deutschsprachigen Fassung der *ICF (International Classification of Functioning, Disability and Health)* der WHO, der *Internationale[n] Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit*¹⁸ wird Behinderung als „Oberbegriff für Schädigungen (Funktionsstörungen, Strukturschäden, d. Übers.), Beeinträchtigungen der Aktivität und Beeinträchtigungen der Partizipation (Teilhabe)“ verwendet. „[Behinderung] bezeichnet die negativen Aspekte der Interaktion zwischen einer Person (mit einem Gesundheitsproblem) und ihren Kontextfaktoren (Umwelt- und personenbezogene Faktoren).“¹⁹ Während sich der Begriff der Schädigung also auf die körperliche Ebene bezieht, ist der Begriff der Behinderung weiter gefasst und bezieht den gesamten Lebenshintergrund eines Menschen mit ein. Er wird ebenso wie die Funktionsfähigkeit eines Menschen „als eine dynamische Interaktion zwischen dem

¹⁵ Michael Turinsky in *heteronomous male*, 18'00''-18'40'' der Aufzeichnung

¹⁶ Koppers, Petra: *Disability and Contemporary Performance. Bodies on Edge*, New York/London: Routledge 2003

¹⁷ Albright, Ann Cooper: *Choreographing Difference. The Body and Identity in Contemporary Dance*, Hanover (NH): Wesleyan University Press/University Press of New England 1997

¹⁸ *ICF. Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit*, Hg. Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information, DIMDI. World Health Organization 2005. (Orig.: *International Classification of Functioning, Disability and Health*, World Health Organization 2001) http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/downloadcenter/icf/endfassung/icf_endfassung-2005-10-01.pdf?action=Ich_akzeptiere; Zugriff am 14.07.2014

¹⁹ Ebd., S. 145f.

Gesundheitsproblem (Krankheiten, Gesundheitsstörungen, Verletzungen, Traumen usw.) und den Kontextfaktoren aufgefasst.“²⁰ In einer Fußnote wird darauf aufmerksam gemacht, dass diese dynamischen Interaktionen von den Anwender_innen der *ICF* entweder als Prozess oder als Ergebnis betrachtet werden können.²¹

Die *ICF* bedient sich eines biopsychosozialen Ansatzes, der das medizinische und das soziale Modell von Behinderung verbinden und damit „eine kohärente Sicht der verschiedenen Perspektiven von Gesundheit auf biologischer, individueller und sozialer Ebene“²² ermöglichen soll. Während das medizinische Modell Behinderung als individuelles Problem sieht, dessen unmittelbare Ursache ein gesundheitliches Problem ist und das der medizinischen Versorgung bedarf, betrachtet das soziale Modell Behinderung als ein gesellschaftlich verursachtes Problem, das sich in der mangelnden Integration Betroffener in der Gesellschaft ausdrückt. Im dritten Kapitel gehe ich genauer auf diese zwei Modelle sowie auf das kulturelle Modell von Behinderung ein.

Auch in der *UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung*²³ lässt sich ein prozessuales Verständnis von Behinderung finden. Die Verfasser_innen gehen davon aus, dass sich dieses Verständnis ständig weiterentwickelt und „Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht, die sie an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern.“²⁴ Beeinträchtigungen meinen hier „langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen“²⁵.

Eine ähnliche Definition von Behinderung bietet das *Handlexikon der Behindertenpädagogik*²⁶. Personen gelten laut Ulrich Bleidick dann als behindert, wenn sie „infolge einer Schädigung ihrer körperlichen, seelischen oder geistigen Funktionen soweit beeinträchtigt sind, dass ihre unmittelbaren Lebensverrichtungen oder ihre Teilnahme am Leben der Gesellschaft erschwert werden.“²⁷

²⁰ Ebd., S. 14

²¹ Vgl. Ebd., S. 14

²² Vgl. Ebd., S. 25

²³ *UN-Konvention. Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen und Fakultativprotokoll*, Hg. Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, Wien 2011 (Orig. United Nations: *Convention on the Rights of Persons with Disabilities and Optional Protocol*, New York 2006) http://www.sozialministerium.at/cms/site/attachments/2/5/8/CH2218/CMS1314697554749/un-konvention_inkl._fakultativprotokoll_de.pdf, Zugriff am 14.07.2014

²⁴ Ebd., S. 2

²⁵ Ebd., S. 5

²⁶ Antor, Georg/Ulrich Bleidick (Hg.): *Handlexikon der Behindertenpädagogik*, Stuttgart: Kohlhammer² 2006 (Orig. 2001)

²⁷ Bleidick, Ulrich: „Behinderung“, in: Anton/Bleidick (Hg.): *Handlexikon der Behindertenpädagogik*, S. 79-81, hier S. 79

Vorerst lässt sich also festhalten, dass Behinderung eine Wechselwirkung zwischen einer individuellen körperlichen Abweichung von der gesellschaftlichen Norm und dem Umgang der sozialen Mikro- sowie Makroebene mit ebendieser ist. Folglich variiert aber, was als Behinderung betrachtet wird mit historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten.

Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive ist Behinderung eine Folge hegemonialer Körperpolitiken, die Kategorien wie Behinderung und Nichtbehinderung in die Körper einschreiben. Mit dem Lesen der Körper und der in sie eingeschriebenen Kategorien gehen zahlreiche andere Zuschreibungen einher, nicht zuletzt die über den Wert oder Unwert eines Menschen. Prozesse der „Ver/Behinderung“ produzieren und reproduzieren die Kategorien der Behinderung und der Nichtbehinderung ständig.²⁸

Entsprechend dieser vorläufigen Konzeption von Behinderung als dynamischem Prozess zwischen Individuum und Gesellschaft sowie als kultureller Einschreibung in die Körper werde ich in dieser Arbeit anders als die Verfasser_innen und Übersetzer_innen der *ICF* und der *UN-Konvention* nicht von Menschen mit Behinderung, sondern von behinderten Menschen sprechen. Damit soll verdeutlicht werden, dass es sich bei Behinderung nicht um eine individuelle Eigenschaft einer Person handelt. Zwar bildet der individuelle Körper den Ausgangspunkt für den Prozess der Behinderung, er determiniert diesen aber nicht.²⁹

1.3.2. Inklusion & inklusiver Tanz

Inklusion fordert, was in der *ICF* als Partizipation (Teilhabe) an der Gesellschaft bezeichnet wird, uneingeschränkt für alle Menschen. Der Begriff wird in einem gewissen Spannungsverhältnis zu dem der Integration verwendet. Seine Einführung lässt sich – bezogen auf das Bildungswesen – laut Andreas Hinz mit deutlichen Problemen der integrativen Praxis begründen.³⁰ Entgegen ursprünglicher Ansprüche tendiere Integration in der pädagogischen Praxis zu selektiven Prozessen in einem gestuften System. „Es entsteht der Druck, sich für Integration in Regeleinrichtungen durch Mindestfähigkeiten und -verhaltensweisen qualifizieren zu müssen.“³¹ Außerdem werde Integration oft mit bestimmten Personengruppen

²⁸ Vgl. Wollrad, Eske/Jutta Jacob/Swantje Köbsell: „Einleitung“, in: Jacob, Jutta/Swantje Köbsell/Eske Wollrad (Hg.): *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, Bielefeld: transcript 2010, S. 7-13, hier S. 8

²⁹ Vgl. Köbsell, Swantje: „Gendering Disability: Behinderung, Geschlecht und Körper“, in: Jacob/Köbsell/Wollrad (Hg.): *Gendering Disability*, S. 17-33, hier S. 19

³⁰ Vgl. Hinz, Andreas: „Inklusion“, in: Anton/Bleidick (Hg.): *Handlexikon der Behindertenpädagogik*, S. 97-99, hier S. 97

³¹ Ebd., S. 97

assoziiert, die integriert werden müssen. Dies bedeute in Hinsicht auf den Bildungsbereich, dass Fragen, die sich auf Integration beziehen, aus der Allgemeinen Pädagogik in den Bereich der Ausländer- oder Sonderpädagogik abgeschoben werden.³² Inklusion beschränkt sich aber selbstverständlich nicht auf das Bildungswesen, sondern durchzieht im Idealfall alle gesellschaftlichen Ebenen.

Im Gegensatz zur Integration zielt Inklusion auf Dekategorisierung. Das heißt der Ansatz wird nicht mit klar abgrenzbaren Kategorien von Personen verbunden, sondern betont die individuelle Verschiedenheit aller Menschen und nimmt diese als bereichernd wahr. Dementsprechend fließen in dieser Betrachtungsweise alle Dimensionen der Differenz mit ein. Neben Nicht_Behinderung³³ sind das beispielsweise auch Geschlecht, sexuelle Orientierung, ethnische Herkunft, sozioökonomische Verortung etc. Inklusion wendet sich gegen jede gesellschaftliche Marginalisierung und fordert das gleiche volle Recht auf individuelle Entwicklung und soziale Teilhabe unabhängig von persönlichen Unterstützungsbedürfnissen für alle Menschen.³⁴

Argumentiert werden kann die Forderung nach Inklusion beispielsweise mit der bereits erwähnten *UN-Konvention*. Zweck dieser ist es, „den vollen und gleichberechtigten Genuss aller Menschenrechte und Grundfreiheiten durch alle Menschen mit Behinderungen zu fördern, zu schützen und zu gewährleisten und die Achtung der ihnen innewohnenden Würde zu fördern.“³⁵

Menschenrechte sind jene Rechte, die der Staat dem Individuum aufgrund seines_ihres Menschseins zugesteht, die er zu achten und zu wahren hat. Gleichzeitig sind sie die Grenze, die das Individuum gegenüber dem Staat zieht.³⁶ Dass diese vielversprechenden Ansprüche im Alltag oft schlecht bis gar nicht erfüllt werden³⁷ und auch nur denjenigen zugestanden werden, die zuallererst als Bürger_innen eines Staates anerkannt sind, sei hier nur am Rande erwähnt. Dem prozessualen Verständnis von Behinderung und der Zielvereinbarung der *UN-Konvention* entsprechend wird Inklusion zum Prinzip, um gesellschaftliche Barrieren zu überwinden und Strukturen auf allen Ebenen zu adaptieren. Sie baut auf dem etablierten Kanon der

³² Vgl. Ebd., S. 98

³³ Ich verwende den Unterstrich in Nicht_Behinderung, um auf die Relationalität von Behinderung und Nichtbehinderung und die Fluidität zwischen den Kategorien aufmerksam zu machen. (Angelehnt ist diese Schreibweise an den Gender Gap, vorgeschlagen von Herrmann, Steffen K.: „Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung“, in: *arranca!*, Nr. 28, November 2003, S. 22-26 <http://arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap>; Zugriff am 15.12.2014

³⁴ Vgl. Ebd., S. 98

³⁵ *UN-Konvention*, S. 5

³⁶ Vgl. Schulze, Marianne: „Menschenrechte für alle: Die Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“, in: *Menschenrechte – Integration – Inklusion. Aktuelle Perspektiven aus der Forschung*, Hg. Petra Flieger/Volker Schönwiese, Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt 2011, S. 11-25, hier S. 11

³⁷ Vgl. Ebd., S. 12

Menschenrechte und fokussiert eine inklusive und barrierefreie Perspektive. Barrierefreiheit meint hier nicht nur die bauliche sondern ebenso die soziale Dimension. Diese schließt etwa barrierefreie Kommunikation und die Absage an Diskriminierung jeglicher Art mit ein.³⁸

Nach Marianne Schulze lassen sich die einzelnen Artikel der Konvention grob in Personenschutzrechte, Selbstbestimmungsrechte, Freiheitsrechte und Recht auf Familienleben, wirtschaftliche und soziale Rechte sowie Durchführungsbestimmungen gliedern.³⁹ Kurz ausgeführt seien hier das Recht auf ein selbstbestimmtes Leben sowie die wirtschaftlichen und sozialen Rechte. Die Selbstbestimmungsrechte umfassen die Anerkennung der Rechts- und Geschäftsfähigkeit sowie das Recht auf politische Partizipation behinderter Menschen. Dieses soll in Anerkennung der Autonomie behinderter Menschen beispielsweise durch die Zurverfügungstellung von Assistenz gewährleistet werden, wie in Artikel 19 der *UN-Konvention* festgeschrieben ist.⁴⁰ Unter die wirtschaftlichen und sozialen Rechte fallen Menschenrechte, die sich auf Bildung, Gesundheitsversorgung, Arbeit und adäquaten sozialen Schutz beziehen. In Artikel 24 ist das Recht behinderter Menschen, insbesondere von Kindern, auf einen gleichberechtigten Zugang zu integrativem Unterricht verankert.⁴¹ Artikel 27 widmet sich dem Thema Arbeit und Beschäftigung. Behinderte Menschen hätten das Recht durch freigewählte Arbeit in einem offenem, integrativen und für sie zugänglichen Arbeitsmarkt und Arbeitsumfeld ihren Lebensunterhalt zu verdienen.⁴² Das Ziel maximale Unabhängigkeit und soziale Inklusion zu erreichen, ist laut Schulze gleichzeitig eine Absage an Betreuungseinrichtungen, die ausschließlich für Menschen mit Behinderung gedacht sind.⁴³ Im Bereich des Arbeitsmarktes steht die Segregation durch Werkstätten und ähnliche Einrichtungen im Widerspruch zum Inklusionsprinzip.⁴⁴

Doch hat der Inklusionsgedanke auch Kritiker_innen. So weist etwa Bernd Ahrbeck im Hinblick auf ein inklusives Bildungswesen auf mögliche negative Auswirkungen der Idee des Einschlusses von allen hin. Denn wenn niemand mehr ausgeschlossen werden soll, dann darf sich „[a]lledings [...] auch niemand mehr, und das ist die Kehrseite, aus diesem System entfernen.“⁴⁵ In eine ähnliche Kerbe schlägt Magnus Klaue in seinem Essay zu Behinderung im Magazin *konkret*: „Der Zwang und die Gewalt, die sich dahinter verbergen, sind in dem

³⁸ Vgl. Ebd., S. 16

³⁹ Vgl. Ebd., S. 18 - 21

⁴⁰ Vgl. *UN-Konvention*, S. 19

⁴¹ Vgl. Ebd., S. 23 - 25

⁴² Vgl. Ebd., S. 27 - 29

⁴³ Vgl. Schulze: „Menschenrechte für alle“, S. 19

⁴⁴ Vgl. Ebd., S. 20

⁴⁵ Ahrbeck, Bernd: *Der Umgang mit Behinderung*, Stuttgart: W. Kohlhammer 2011 (= Praxiswissen Bildung. Hg. Peter J. Brenner), S. 8

neuen Wort [Inklusion], das die Einsperrung aller unter dem Deckmantel der Gleichheit verspricht, sogar offensichtlicher als im alten [Integration].“⁴⁶ Eine Haltung, die das Problem ausschließlich in der Ausgrenzung und mangelnden Anerkennung behinderter Menschen sieht, bezeichnet Klaue als pseudokritisch. Denn dass sie der Tendenz zuarbeite, „noch dem Inkommensurablen den Mehrwert abzapressen, wird nicht einmal bemerkt.“⁴⁷ Wie ich im dritten Kapitel zeigen werde, hat aber erst die Entwicklung zum kapitalistischen System die modernen Diskursgegenstände Beeinträchtigung und Behinderung hervorgebracht. Eine Kritik an diesem System auf dem Rücken behinderter Menschen, die diese Genealogie nicht berücksichtigt und Behinderung und Beeinträchtigung als vordiskursive Gegebenheiten annimmt, ist also zwangsläufig verkürzt. Welche Rolle der beeinträchtigte Körper im Nachdenken über Behinderung spielt und welchen Raum unterschiedliche Modelle von Behinderung ihm gewähren, wird ebenso in Kapitel 3 ausgeführt.

Nach diesem längeren Abschnitt über den Begriff der Inklusion, lässt sich der des inklusiven Tanzes recht schnell klären. Es handelt sich hierbei – Michael Turinskys Formulierung folgend – um die „[gemeinsame künstlerische] Praxis behinderter und nicht-behinderter Tänzerinnen und Tänzer.“⁴⁸ Inklusiver Tanz und inklusive Performance sind Thema des vierten Kapitels.

Abschnitt 4.3 konzentriert sich auf die praktische und theoretische Arbeit von Michael Turinsky. Spätestens dann wird sich die Frage stellen, ob die Bezeichnung inklusiver Tanz nicht zumindest einen kleinen Widerspruch in sich trägt. Handelt es sich bei dieser Praxis nicht vielmehr um ein „subversive[s] Eindringen“⁴⁹? Ich gehe davon aus, dass inklusiver Tanz auf zumindest zwei interdependenten Ebenen subversiv wirken kann. Erstens macht er einen Raum auf, der ein Sich-zur-Wehr-setzen behinderter Menschen gegen hegemoniale Einschreibungen in die Körper ermöglicht. Diese Ebene kann auch als Forderung nach Inklusion, gleichberechtigter Repräsentation und Anerkennung von behinderten Menschen gelesen werden. Doch das „subversive Eindringen“ inklusiven Tanzes geht noch weiter. Indem er die spezifische Medialität behinderter Körper zeigt⁵⁰, ermöglicht er Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen – die nicht ausschließlich behinderte Menschen betreffen. Auf diese Weise wird auch die Frage in den Raum gestellt, in welches System hier eigentlich inkludiert werden soll.

⁴⁶ Klaue, Magnus: „Zwang und Gewalt“, in: *konkret* 3/2014, S. 36-37, hier S. 37

⁴⁷ Ebd., S. 37

⁴⁸ Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 51

⁴⁹ Turinsky, Michael: „Das abscheuliche Genießen. Lacanianische Reflexionen über den Umgang mit Behinderung, Liebe und Sexualität“, in: *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft* Nr. 2/2003, S. 14-29, hier S. 26

⁵⁰ Vgl. Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 53

1.3.3. Körperpolitik

Als letzten Punkt dieses Kapitels widme ich mich der Frage, was unter dem Begriff der Körperpolitik zu verstehen ist. Andere Begriffe, die eng mit dem der Körperpolitik zusammenhängen – allen voran Subversion und Performativität – werden nicht hier, sondern im zweiten Kapitel mit Fokus auf die Theorie Judith Butlers behandelt. Vorerst möchte ich lediglich einen Blick auf Janet Wolffs Essay „Reinstating Corporeality: Feminism and Body Politics“ werfen, von dem mein Nachdenken über Körperpolitik seinen Ausgang genommen hat. Sie argumentiert in diesem – bezogen auf die feministische Bewegung – für den Körper als Ort des kulturellen und politischen Protests. Basieren müsse Körperpolitik auf der Anerkennung der diskursiven und sozialen Konstruktion des Körpers, gleichzeitig gelte es aber auch die mit ihm und durch ihn gelebte Erfahrung sowie die Materialität des Körpers zu betonen.⁵¹ Gerade weil der Körper in der westlichen Kultur mit spezifischen Praktiken, Ideologien und Diskursen systematisch diszipliniert wird, sei er ein privilegierter Ort der politischen Intervention: „What is repressed, though, may threaten to erupt and challenge the established order.“⁵²

Wolff nimmt Bezug auf soziologische Untersuchungen, wenn sie zeigt, wie eng die Disziplinierung der Körper in der westlichen Kultur mit den Bedürfnissen und Ideologien des bürgerlichen Kapitalismus zusammenhängen.⁵³ Ähnliche Schlüsse zieht auch Michael Turinsky in Bezug auf Körper im Neoliberalismus; darauf werde ich in Abschnitt 4.3.4 näher eingehen.

Insbesondere weibliche Körper waren der Kontrolle durch ein patriarchales System ausgesetzt. Während die weibliche Sexualität einerseits verleugnet wurde, wurden weibliche Körper andererseits stark über ihre reproduktiven Fähigkeiten definiert und damit als der Natur näher wahrgenommen. Frauen wurden – und werden – mit ihren Körpern (also Natur) gleichgesetzt und damit abgewertet.⁵⁴ Dass ähnliche Zuschreibungen die Wahrnehmung behinderter Menschen prägen, stellt Rosemarie Garland Thomson in *Extraordinary Bodies* fest.⁵⁵

Was der (weibliche) Körper ist und wie er gelesen wird, variiert mit kulturellen, gesellschaftlichen und historischen Gegebenheiten. Körper sind also keine biologischen Entitäten; vielmehr schreiben sich in sie politische und soziale Diskurse ein.⁵⁶

⁵¹ Vgl. Wolff: „Reinstating Corporeality“, S. 120

⁵² Ebd., S. 122

⁵³ Vgl. Ebd., S. 125

⁵⁴ Vgl. Ebd., S. 125

⁵⁵ Vgl. Thomson, Rosemarie Garland: *Extraordinary Bodies: Figuring Physical Disability in American Culture and Literature*, New York: Columbia University Press 1997, S. 19f.

⁵⁶ Vgl. Wolff: „Reinstating Corporeality“, S. 133

Der Körper ist – in einer Kultur, die den Körper, laut Wolff, marginalisiert – das zentrale Ausdrucksmedium von Tanz. Zwar kann heute keine Rede mehr davon sein, dass der Körper per se marginalisiert wird – im Gegenteil: „Der Körper hat Hochkonjunktur – sei es in popkultureller, wissenschaftlicher oder politischer Hinsicht.“⁵⁷ Doch ist er nach wie vor Disziplinierungs- und Normalisierungstechniken unterworfen – dies gilt für behinderte Körper in besonderer Weise – und wird, sollte er nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechen, auch marginalisiert. Es wäre also anzunehmen, (inklusive) Tanz sei an sich eine subversive kulturelle Praxis, da er den marginalisierten Körper sichtbar macht. Doch laut Janet Wolff ist diese Gleichung zu einfach. Tanz könne nur dann subversiv sein, wenn er die kulturelle Konstruktion des Körpers hinterfragt und aufzeigt. Damit zöge er notwendigerweise die Aufmerksamkeit auf sich selbst als Tanz und offenbare dadurch seine Medialität. Wolff verweist hier auf den Postmodern Dance. Durch die Dekonstruktion des Tanzes und die Offenlegung der Operationen und Aktionen des Körpers sei der Körper das erste Mal in einer wirklich politischen Art und Weise gebraucht worden.⁵⁸ Michael Turinsky zufolge ist inklusiver Tanz unter anderem deshalb eine „politische Praxis sui generis“⁵⁹, weil er einen Raum eröffnet, in dem behinderte Körper in ihrer spezifischen Medialität zum Wert erhoben und zur Darstellung gebracht werden.⁶⁰ Doch auch Turinsky betont, dass eine Beschränkung auf die spezifische Medialität behinderter Körper zu einer „bedenklichen Verarmung“ inklusiven Tanzes führen würde. Deshalb sei er zugleich auch immer Inszenierung eines bestimmten Themas. Das politische Sein inklusiver Tanzpraxis bestehe darin, „die beiden genannten Momente in ein produktives Spannungsverhältnis zueinander zu setzen.“⁶¹

Es ist davon auszugehen, dass mögliche Gefahren feministischer Körperpolitik, auf die Janet Wolff hinweist, ebenso in Bezug auf inklusiven Tanz bedacht werden sollten. So könnte es passieren, dass produzierte Bilder durch die hegemoniale Kultur angeeignet und gegen ihre intendierte Bedeutung gelesen werden. Ebenso könnten naive Formen der Körperpolitik dem Essentialismus Vorschub leisten, der Frauen mit dem Körper gleichsetzt und von einer vorgängigen und unveränderlichen Essenz der Weiblichkeit ausgeht.⁶²

Jegliche Form der Körperpolitik müsse deshalb, um erfolgreich zu sein, über den Körper sprechen. Das heißt, es sollten die Materialität und die soziale und diskursive Konstruktion des

⁵⁷ Junge, Torsten/Imke Schmincke: „Marginalisierte Körper – eine Einleitung“, in: dies. (Hg.): *Marginalisierte Körper. Zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers*, Münster: UNRAST-Verlag 2007, S. 5-10, hier S. 6

⁵⁸ Vgl. Wolff: „Reinstating Corporeality“, S. 135-137

⁵⁹ Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 51

⁶⁰ Vgl. Ebd., S. 53

⁶¹ Ebd., S. 54

⁶² Vgl. Wolff: „Reinstating Corporeality“, S. 137

Körpers thematisiert werden, sowie existierende Repräsentationsregime aufgebrochen und unterwandert werden.⁶³

⁶³ Vgl. Ebd., S. 138

2. Zur diskursiven Konstruktion der Körper

Die diskursive Konstruktion des Körpers ist also Voraussetzung für Körperpolitik als subversive Praxis. Janet Wolff betont für erfolgreiche Körperpolitik müsse – neben der Anerkennung der Materialität des Körpers und der mit ihm und durch ihn gelebten Erfahrungen – unbedingt seine diskursive Konstruktion thematisiert und problematisiert werden.⁶⁴ Was unter der diskursiven Konstruktion des Körpers zu verstehen ist, werde ich in diesem Kapitel anhand der Theorie von Judith Butler darlegen. Da sich diese Arbeit in erster Linie auf Körper bezieht, die in unserer Gesellschaft als ‚imperfekte‘ Körper gelesen werden, mag die Beschäftigung mit einer Theoretikerin, die wohl vor allem mit ihren Arbeiten zu – ganz allgemein ausgedrückt – Geschlecht und Sexualität verbunden wird, zunächst verwundern. Dass ich auf Butlers Theorie zurückgreife, hängt zum einen damit zusammen, dass uns die Interdependenzen von Geschlecht und Nicht_Behinderung spätestens im Zuge der Analyse von *heteronomous male* noch beschäftigen werden. Zum anderen denke ich, dass Butlers Arbeiten einen fruchtbaren Weg bieten, über die diskursive Produktion des Körpers sowie dessen Materialität nachzudenken. Im Folgenden wird es um Prozesse der Subjektivierung – die nicht zuletzt über den Körper verlaufen – und der Materialisierung gehen. Die Rolle, die Performativität im Sinne Butlers in diesen Prozessen einnimmt, ist auch für Möglichkeiten der Subversion entscheidend.

2.1. Das ambivalente Subjekt

Ich habe geschrieben, die Bezeichnung inklusiver Tanz trage einen Widerspruch in sich, und ich gehe davon aus, dass dieser Widerspruch gewissermaßen aus einer Ambivalenz im Subjekt selbst entsteht. Denn das Subjekt geht laut Judith Butler „über die Logik der Widerspruchsfreiheit hinaus, es ist gleichsam ein Auswuchs, ein Überschuss der Logik.“⁶⁵ Wie diese Ambivalenz, dieser Widerspruch im Subjekt zustande kommt, soll in diesem Abschnitt skizziert werden.

Butler folgt im Wesentlichen Michel Foucault, wenn sie in der Einleitung zu *Psyche der Macht* schreibt, Subjektivierung sei als Form der Macht paradox. Foucault hat Macht als das beschrieben, was Subjekte zuallererst bildet und formt; ihnen ihre Daseinsberechtigung, die Richtung ihres Begehrens, ihre Existenzgrundlage gibt.⁶⁶ Macht wirkt auf zwei Ebenen auf uns

⁶⁴ Vgl. Wolff: „Reinstating Corporeality“, S. 138

⁶⁵ Butler: *Psyche der Macht*, S. 22

⁶⁶ Vgl. Ebd., S. 7f.

ein: Wir erfahren sie von außen; das ist die sichtbare Form der Macht, die Subjekte beherrscht und unterordnet. Aber auch die Subjektwerdung – und damit unsere Existenz – ist ohne Macht undenkbar. Laut Butler drängt sich uns die Macht nicht auf und schwächt uns, so dass wir ihre Bedingungen verinnerlichen und akzeptieren, sondern wir sind durch und durch von diesen Bedingungen abhängig: „Subjektivation besteht eben in dieser grundlegenden Abhängigkeit von einem Diskurs, den wir uns nicht ausgesucht haben, der jedoch paradoxerweise erst unsere Handlungsfähigkeit ermöglicht und erhält.“⁶⁷ So bezeichnet Subjektivation zugleich den Prozess des Unterworfenwerdens durch Macht sowie den Prozess der Subjektwerdung.

Das Subjekt wird durch eine ursprüngliche Unterwerfung unter die Macht ins Leben gerufen. Althusser zufolge geschieht dies mittels Anrufung oder Interpellation; daran anknüpfend geht Foucault von einer Erzeugung des Subjekts durch Diskurse aus. Diese seien, im Gegensatz zur Theorie der Interpellation, in ihrer Produktionsarbeit jedoch weder singular noch souverän und hätten über das gesprochene Wort hinaus Wirksamkeit.⁶⁸ Die Frage ist laut Butler aber, warum das Subjekt im Modell Althussters überhaupt auf die von außen kommende Anrufung reagiert; warum fühlt es sich angesprochen? Welche Mechanismen wirken im Prozess der Subjektivation? „In jedem Fall nimmt die Macht, die zunächst von außen zu kommen und dem Subjekt aufgezwungen und es in die Unterwerfung zu treiben schien, eine psychische Form an, die die Selbstidentität des Subjekts ausmacht.“⁶⁹

Deshalb fragt Butler vor allem nach der psychischen Form der Macht und verknüpft die Foucaultsche Konzeption der Macht mit psychoanalytischen Zugangsweisen. Die psychische Form der Macht sei durch „eine Figur der Wendung gezeichnet, eine Rückwendung auf sich selbst oder gar *gegen* sich selbst“⁷⁰; so formuliert Butler in Anschluss an Hegel und Nietzsche. In der Hegelschen Herr-Knecht-Dialektik entwickelt sich der scheinbar zunächst außerhalb des Knechts liegende Herr zum eigenen Gewissen des Knechts. Durch die Verwandlung des Herrn in eine psychische Wirklichkeit entstehen Selbstbewusstsein, aber auch Selbstvorwürfe und schlechtes Gewissen. Auch Nietzsche geht davon aus, dass Repression und Reglementierung Gewissen und schlechtes Gewissen entstehen lassen und dass letzteres für die Subjektwerdung wesentlich ist.⁷¹

Wenn aber die Figur der Rückwendung das Subjekt erst erzeugt, dann existiert vorher kein Subjekt, das diese Wende durchführt. Butler spricht hier von einem topologischen Dilemma. So impliziere „[d]as Paradox der Unterwerfung [...] ein Paradox der Referentialität: dass wir

⁶⁷ Ebd., S. 8

⁶⁸ Vgl. Ebd., S. 10f.

⁶⁹ Ebd., S. 9

⁷⁰ Ebd., S. 9

⁷¹ Vgl. Ebd., S. 8f.

uns nämlich auf das beziehen müssen, was noch gar nicht existiert.“⁷² Dieses ist zugleich ein zeitliches Paradox, welches so angelegt sei,

„dass wir notwendig die Perspektive eines bereits gebildeten Subjekts verlieren müssen, um unser eigenes Werden zu erklären. Dieses ‚Werden‘ ist keine einfache oder kontinuierliche Sache, sondern eine ruhelose Praxis der Wiederholung mit all ihren Risiken, etwas, das sein muss, aber nicht abgeschlossen ist und am Horizont des gesellschaftlichen Seins schwankt.“⁷³

Wenn davon ausgegangen wird, dass in der Subjektivierung Subjekte zugleich unterworfen und konstituiert werden, dann muss die Frage gestellt werden, wie die Macht Subjekte hervorbringt. Wie bereits erwähnt, ist laut Butler eine Erklärung des Prozesses der Subjektivierung ohne Einbeziehung der psychischen Dimension nicht möglich. Denn mit sozialen Reglementierungen gehen Phänomene wie Selbstvorwurf, Gewissen und Melancholie einher. Diese Phänomene entstehen durch einen Einverleibungsprozess, durch die Inkorporation von sozialen Normen.

Zunächst sollte also geklärt werden, was eine Norm ist. Eine Norm ist, laut Butler, nicht das Gleiche wie eine Regel oder ein Gesetz. Zwar können Normen implizit oder explizit sein; innerhalb sozialer Praktiken wirken Normen jedoch meist als impliziter Standard der Normalisierung.⁷⁴ Damit lassen sie sich schwer erkennen und werden vor allem in den von ihnen hervorgebrachten Effekten deutlich. Normen bestimmen die soziale Intelligibilität von Handlungen. Das heißt, sie bestimmen, welche sozialen Praktiken und Handlungen gesellschaftlich verständlich – also anerkannt – sind, und welche nicht. Aber Normen sind nicht mit den von ihnen strukturierten Handlungen identisch; sie scheinen einen Status zu haben, der außerhalb der sozialen Praktiken liegt: „[Die Norm] erlegt dem Sozialen ein Gitter der Lesbarkeit auf und definiert die Parameter dessen, was innerhalb des Bereichs des Sozialen erscheinen wird und was nicht.“⁷⁵ Es wäre Butler zufolge jedoch ein gedankliches Paradoxon, zu fragen, was außerhalb der Norm liegt. Da Normen den Bereich des Gesellschaftlichen für uns erst verständlich machen und normalisieren, kann jegliches Außerhalb der Norm immer nur in Relation zu ihr bestimmt werden.⁷⁶

Die Norm ist jedoch kein zeitloses und unveränderbares Ideal; sie ist kulturell und geschichtlich bestimmt. Normen bestehen nur in dem Ausmaß als Normen fort, in denen sie in sozialen Praktiken, im alltäglichen körperlichen Leben wiederholt werden und damit stets aufs Neue wieder eingesetzt und idealisiert werden. Dass Normen einen Status zu haben scheinen, der

⁷² Ebd., S.10

⁷³ Ebd., S. 33f.

⁷⁴ Vgl. Butler: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, S. 73

⁷⁵ Ebd., S. 73

⁷⁶ Vgl. Ebd., S. 74

außerhalb der sozialen Praktiken liegt, bedeutet jedoch nicht, dass sie einen unabhängigen ontologischen Stellenwert besitzen. Sie werden durch Verkörperungen und Handlungen produziert und reproduziert. Da es sich dabei immer nur um Annäherungen an Idealisierungen handelt, können Normen auch nicht auf die von ihnen produzierten Effekte reduziert werden.⁷⁷ François Ewald folgend (der wiederum Foucault folgt) stellt Butler fest, dass Normen Zwänge in Mechanismen umwandeln. In der Norm wird also die juristische Macht von einer repressiven zu einer produktiven Macht. Negative Einschränkungen durch das Recht werden durch die Norm in die positiveren Kontrollen der Normalisierung umgewandelt. Sie bewirkt den Wechsel vom Zwang, als der die juristische Macht gedacht wird, zur Macht als einer Anzahl organisierter Zwänge sowie als regulierender Mechanismus.⁷⁸

Nicht beschränkt werden können Normen beziehungsweise die Regulierungen, die sie anleiten, also auch auf die Instanzen, die sie verkörpern. Sie gehen hinaus über konkrete Regeln, Gesetze und Praktiken, die die rechtlichen Instrumente konstituieren, durch die Personen normalisiert werden.⁷⁹

Es ist schon bekannt, dass diese regulatorische Macht nicht auf ein vorgängiges Subjekt einwirkt, sondern dieses bereits prägt und formt; sowie, dass der Regulierung unterworfen zu werden, bedeutet, subjektiviert zu werden.⁸⁰ Das heißt auch, dass soziale Normen bestimmen, wer als Subjekt, als Mensch gilt, und wer nicht. Nicht nur sind diese Bestimmungen gesellschaftlich konstituiert und damit veränderbar; auch verleihen bestimmte Normen einigen den Status des Menschlichen, während genau dieselben Normen anderen diesen Status entziehen. Normen kreieren eine gesellschaftliche Vorstellung davon, wer Anspruch darauf hat als Mensch anerkannt zu werden und damit Anspruch auf Rechte und auf politische Partizipation hat.⁸¹

„Bestimmte Menschen werden als eingeschränkt menschlich anerkannt, und diese Form der eingeschränkten Anerkennung führt nicht zu einem bewältigbaren Leben. Bestimmte Menschen werden überhaupt nicht als menschlich anerkannt und das führt zu einer weiteren Ordnung nicht lebbarer Lebens.“⁸²

Gerade weil wir von Normen geschaffen und von ihnen abhängig sind, können wir uns zu ihnen auch kritisch und verändernd verhalten. Jedoch ist das nur soweit möglich, solange die Norm noch in einer Art und Weise inkorporiert ist, die es erlaubt, dass wir als Mensch anerkannt

⁷⁷ Vgl. Ebd., S. 85

⁷⁸ Vgl. Ebd., S. 87

⁷⁹ Vgl. Ebd., S. 71

⁸⁰ Vgl. Ebd., S. 72

⁸¹ Vgl. Ebd., S. 10

⁸² Ebd., S. 10f.

werden. Ist sie das nicht, dann wird das „Ich“, das Subjekt, in einem gewissen Maße unbegreiflich, von Lebensunfähigkeit und Auflösung bedroht.⁸³

Kritik versteht Butler als die Hinterfragung der lebenseinschränkenden Bestimmungen durch Normen. So soll die Möglichkeit zu anderen Lebensweisen geöffnet werden. Jedoch „nicht um die Differenz als solche zu feiern, sondern um für ein Leben, das sich den Modellen der Anpassung widersetzt, integrativere Bedingungen zu schaffen, die es schützen und erhalten.“⁸⁴ So ist etwa die Normalisierung von Säuglings- und Kleinkinderkörpern, die mit einer nicht eindeutig ins binäre Geschlechtersystem einzuordnenden oder hermaphroditischen Anatomie geboren sind, eine Praktik, die immer aufs Neue eine Norm wiedereinsetzt, die von einer Version des Menschlichen mit einer idealisierten Morphologie ausgeht und damit den Zwangscharakter körperlicher Normen produziert und reproduziert.

„Die Normen, die eine idealisierte menschliche Anatomie regieren, produzieren einen selektiven Sinn dafür, wer menschlich ist und wer nicht, welches Leben lebenswert ist und welches nicht. Diese unterschiedsgenerierende Einteilung funktioniert bei einer [sic!] großem Spektrum von Behinderungen genauso (obwohl bei nicht sichtbaren Behinderungen eine andere Norm greift).“⁸⁵

Gesellschaftliche Normen dienen also der Produktion und Reproduktion der Vorstellung vom Menschlichen. Unsere Handlungsfähigkeit beziehen wir aus ihrem Wirkungsfeld. Wir sind ohne sie nicht lebensfähig, ihre Sozialität ist unsere Existenzgrundlage: „Der mich betreffende Sinn für Möglichkeit muss zuerst von woanders her imaginiert werden, bevor ich anfangen kann, mir ein Bild von mir zu machen. Meine Reflexivität ist nicht bloß sozial vermittelt, sondern auch sozial geschaffen.“⁸⁶ Und obwohl Normen dem Subjekt vorgängig sind und es übersteigen, sind sie veränderbar.

Der Kampf für eine Erweiterung des Feldes des Menschlichen, einer Erweiterung der möglichen Existenzweisen, sei kein Kampf sexueller Minderheiten – und anderer marginalisierter Gruppen – als Personen aufgefasst zu werden, sondern für eine soziale Veränderung der Bedeutung von Personalität, also für eine Erweiterung der sozialen Normen. Die Durchsetzung von Rechten wird so zu einer Form, in soziale und politische Prozesse einzugreifen, in denen das Menschliche artikuliert wird, denn soziale Normen grenzen die Sphäre des menschlich Intelligiblen – dem was als menschlich anerkannt ist – ein.⁸⁷

Berücksichtigt man, dass psychische Phänomene durch Einverleibungsprozesse sozialer Normen entstehen, dann wird damit die Trennung zwischen Politischem (beziehungsweise

⁸³ Vgl. Ebd., S. 12

⁸⁴ Ebd., S. 13

⁸⁵ Ebd., S. 14

⁸⁶ Ebd., S. 57

⁸⁷ Vgl. Ebd., S. 57

Gesellschaftlichem) und Psychischem verweigert. In der Subjektivation tritt das vorgängige Begehren nach gesellschaftlicher Existenz zutage. Dieses Begehren würde sich die Reglementierungsmacht zunutze machen. Aus der Unterwerfung des Begehrens werde ein Begehren der Unterwerfung, denn

„[w]o gesellschaftliche Kategorien eine anerkennungsfähige dauerhafte soziale Existenz gewährleisten, werden diese Kategorien, selbst wenn sie im Dienst der Unterwerfung stehen, oft vorgezogen, wenn die Alternative darin besteht, überhaupt keine soziale Existenz zu haben.“⁸⁸

Das Begehren nach gesellschaftlicher Existenz, der Anerkennung als Subjekt, führt so zwangsläufig zu einem Begehren der Unterwerfung. In dieser Abhängigkeit des Subjekts von der Macht liege die Verletzlichkeit gegenüber Machtmissbrauch und Ausbeutung begründet. Denn um soziale Existenz zu erlangen, ist das Subjekt gezwungen, Kategorien, Begriffe und Namen anzunehmen, die es nicht selbst hervorgebracht hat. In der Wiederholung werden diese entweder stabilisiert oder unterwandert. Im Bereich der Psyche erzeugt gesellschaftliche Macht im Prozess der Subjektivation Reflexivität. Soziale Normen werden einverleibt und damit zu psychischen Phänomenen, die das Begehren und die Subjektwerdung sowie Grenzen des sozial Anerkannten (also Lebbareren) strukturieren. „Das psychische Fungieren der Norm bietet der regulierenden Macht einen listigeren Weg als der offene Zwang, einen Weg, dessen Erfolg sein stillschweigendes Funktionieren im Gesellschaftlichen erlaubt.“⁸⁹

Die verinnerlichte Norm ist jedoch mehr als die bloße Neueinsetzung von gesellschaftlicher Macht. Sie ist zwar gebunden an diese; wirkt aber auf spezifische Weise produktiv. Mit Freud und Nietzsche beschreibt Butler die Entstehung des Gewissens als Wirkung eines verinnerlichten Verbots. Das Verbot ist also nicht in erster Linie repressiv, sondern produktiv – es erzeugt Reflexivität. Diese Fähigkeit zur reflektierenden Beziehung auf sich selbst ist nicht bloß eine Eigenart des Subjekts, sondern definiert es. Die Grenzen der Reflexivität lassen sich, wiederum unter Rückgriff auf Freud, in der Melancholie finden. Verworfenes Begehren – was nicht dasselbe ist wie verdrängtes Begehren – führe zu diesem Zustand unabgeschlossener Trauer. Begehren, das verworfen wurde, ist strikt versperrt; das Subjekt ist laut Butler auch durch diesen vorgängigen Verlust konstituiert. Verworfen wird das Begehren, weil es den Existenzbedingungen, also gesellschaftlichen Normen, nicht genügt. Damit ist die Melancholie nicht nur die Unfähigkeit zu trauern um die, die man nie lieben konnte, weil es sozial nicht anerkannt wäre, sondern auch um den Verlust der Liebe selbst. Die Verwerfung strukturiert zugleich die Bereiche und Formen, in denen Liebe und Verlust sich vollziehen können.

⁸⁸ Butler: *Psyche der Macht*, S. 24

⁸⁹ Ebd., S. 25

Foucault hat das, ohne Einbeziehung der psychischen Ebene, als das regulatorische Ideal bezeichnet. Während gewisse Formen der Liebe möglich sind, werden andere verunmöglicht. Wie der Prozess der Subjektivierung ist die Verwerfung nicht als Repression, sondern als Produktion zu verstehen. Sie verbietet kein bestehendes Begehren, sondern produziert mögliches Begehren und schließt damit andere Arten des Begehrens aus.⁹⁰

Das bereits von Foucault formulierte Paradox der Unterwerfung – die Hervorbringung des Subjekts aus seiner Unterordnung – und die daraus folgende Ambivalenz in der Subjektwerdung, lässt Butler auf die gleichzeitige Entstehung von Subjekt und Unbewussten schließen.⁹¹ Denn die Autonomie entwickle sich aus der Unterordnung, diese Abhängigkeit werde aber verdrängt. Am Beispiel der kindlichen Entwicklung zeigt Butler, dass kein Subjekt ohne „leidenschaftliche Verhaftung“ an die entsteht, von denen es abhängig ist. Das Kind hat keine andere Wahl als sich zu binden um zu (über)leben. Kein Subjekt kann entstehen ohne diese Bindungen, die auf Abhängigkeit beruhen. Wir brauchen die Anerkennung anderer – und Unterordnung ist ein Weg zur Anerkennung – nicht nur zum Weiterleben, sondern bereits für unsere Konstituierung als Subjekte. Die Subjektwerdung ist also ohne Macht nicht möglich, was das erwachsene Subjekt verleugnet; zugleich wiederholt es aber die Abhängigkeit. Folglich beruht die Subjektwerdung auf dem Ausschluss der eigenen Existenzbedingungen.⁹²

Der Prozess der Subjektivierung ist Butler zufolge notwendig zirkulär und setze das zu erklärende Subjekt schon voraus.⁹³ Um uns auf Individuen und ihr Werden zu beziehen, müssen wir uns auf sie als Subjekte beziehen. Erst durch die Subjektwerdung erhielten Individuen ihre Verständlichkeit und diese sei notwendigerweise mit dem Prozess der Subjektivierung verbunden. Aber das Subjekt sei nicht mit dem Individuum gleichzusetzen, vielmehr sei es „als sprachliche Kategorie [...], als Platzhalter, als in Formierung begriffene Struktur“⁹⁴ aufzufassen. Über die Sprache eingeführt würden Individuen verständlich und besetzten dann die Stelle, den Ort des Subjekts. „Das Subjekt ist die sprachliche Gelegenheit des Individuums, Verständlichkeit zu gewinnen und zu reproduzieren, also die sprachliche Bedingung seiner Existenz und Handlungsfähigkeit.“⁹⁵

Wie aber ist es zu verstehen, dass die Arbeit der Macht zur Unterwerfung des Subjekts führt, dieses aber zugleich Voraussetzung für Handlungsfähigkeit ist? Auch im Akt der Opposition gegen die Unterordnung wiederhole das Subjekt seine Unterwerfung. Doch genau diese

⁹⁰ Vgl. Ebd., S. 23-29

⁹¹ Ebd., S. 12

⁹² Vgl. Ebd., S. 12-14

⁹³ Vgl. Ebd., S. 16

⁹⁴ Ebd., S. 15

⁹⁵ Ebd., S. 15

Unterwerfung kann laut Butler zu einem Schauplatz der Veränderung werden. „Eine *auf* das Subjekt *ausgeübte* Macht, ist die Unterwerfung doch eine *vom* Subjekt *angenommene* Macht, eine Annahme, die das Instrument des Werdens dieses Subjekts ausmacht.“⁹⁶ In der Verschiebung des Status der Macht als Bedingung der Handlungsfähigkeit zur individuellen Handlungsfähigkeit des Subjekts ereignet sich eine Umkehrung, die potentiell ermächtigend ist.⁹⁷ Genau hier, in der Wiederholung der Macht, zu der Subjekte gezwungen sind, ist laut Butler Widerstand gegen hegemoniale Diskurse zu denken. Denn Handlungsfähigkeit lasse sich nicht logisch aus ihren Bedingungen ableiten. Das heißt, die Übernahme der Macht erfolgt nicht geradlinig, sondern durch die Aneignung kann sich die Macht verändern und verändert werden und so gegen die Macht arbeiten, die die Übernahme ermöglicht hat.⁹⁸ Die Macht ermöglicht zwar Handlungsfähigkeit, begrenzt diese jedoch nicht.

Erst mit dem Subjekt werde die Macht intakt. Da sie auf zwei Ebenen auf das Subjekt einwirke, nämlich als die Bedingung seiner Existenz sowie als Voraussetzung seiner Handlungsfähigkeit, vergegenwärtige sie sich in der Formung des Subjekts sowie in den auf diese Formung folgenden Handlungen des Subjekts.⁹⁹ Damit erscheint die in der Subjektivation tätige Macht „in zwei unvereinbaren Zeitmodalitäten: erstens als das, was für das Subjekt vorgängig ist, außerhalb seiner selbst und von Anfang an wirksam; zweitens als gewollte Wirkung des Subjekts.“¹⁰⁰ Das Subjekt wird somit selbst Schauplatz einer Ambivalenz. Ist es doch Effekt der ihm vorgängigen Macht und zugleich Voraussetzung jeglicher Handlungsfähigkeit. Hier ruht also auch die Möglichkeit zum Widerstand, zur Subversion, worauf ich in Abschnitt 2.3 näher eingehen werde. Zunächst muss jedoch noch der Prozess der Materialisierung gesellschaftlicher Normen und damit zusammenhängend der Begriff der Performativität nach Butler geklärt werden.

2.2. Performativität & Materialisierung

In *Körper von Gewicht* fragt Butler, ob es möglich ist, die Frage nach der Materialität des Körpers mit der Performativität der sozialen Geschlechtsidentität zu verknüpfen.¹⁰¹ Einige Seiten später stellt sie fest, „dass die normative Heterosexualität natürlich nicht das einzige

⁹⁶ Ebd., S. 16

⁹⁷ Vgl. Ebd., S. 17

⁹⁸ Vgl. Ebd., S. 17

⁹⁹ Vgl. Ebd., S. 18

¹⁰⁰ Ebd., S. 19

¹⁰¹ Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, S. 21

regulierende Regime ist, das bei der Herstellung körperlicher Konturen wirksam wird oder der körperlichen Intelligibilität Grenzen setzt.“¹⁰²

Performativität im Sinne Butlers ist nicht „der wirkungsvolle Ausdruck eines menschlichen Willens in der Sprache“, also die Fähigkeit eines voluntaristischen Subjekts, hervorzubringen, was es benennt, sondern bezeichnet „eine spezifische Modalität der Macht als Diskurs.“¹⁰³ Der Diskurs materialisiert eine Reihe von Wirkungen und besteht aus „vielschichtig aufgebauten und sich einander nähernden Ketten [...], in denen ‚Wirkungen‘ Vektoren der Macht sind.“¹⁰⁴ Diese Ketten können wir als soziale Normen verstehen, wobei der vielschichtige Aufbau und die Annäherung dieser auf die Vielfalt der regulierenden Normen verweist. So wirken nicht nur in der Hervorbringung von Geschlecht eine Vielfalt von Normen; vielmehr können verschiedene Machtbereiche die sozialen Regulierungen unterworfen sind, nicht unabhängig voneinander gedacht werden. Die soziale Regulierung von ‚Rasse‘ beispielsweise tritt nicht einfach als ein weiterer Machtbereich hinzu, sondern stößt die „monolithische Funktionsweise des heterosexuellen Imperativs“¹⁰⁵ um. Butler folgend ist also eine Konzeption von Macht, die Rassismus, Frauen- und Homosexuellenfeindlichkeit – wir können hier um die Marginalisierung behinderter Menschen ergänzen – als parallel verlaufende Strukturen versteht, abzulehnen. Denn diese verfehlt die jeweils besondere Geschichte der Konstruktion verschiedener Machtvektoren zu erfassen und übersieht „auf welche Weise diese Vektoren der Macht einander zu dem Zweck ihrer eigenen Artikulation brauchen und einsetzen.“¹⁰⁶ Eine intersektionale Betrachtungsweise erscheint also notwendig, um die Interdependenz unterschiedlicher hegemonialer Regulierungen zu verstehen. Wir können Butlers Frage also etwas allgemeiner fassen: Ist es möglich, die Materialität des Körper zu verknüpfen mit seiner diskursiven Produktion und der Performativität verkörperter sozialer Identitäten?

Davon auszugehen, die Materialität des Körpers sei von diskursiven Praktiken, die diese markieren und formen, nicht zu trennen, bedeutet nicht dasselbe, wie zu behaupten, der Diskurs verursache materielle Differenzen. Warum aber, so fragt Butler, ist gerade ‚Materialität‘ ein Zeichen für Irreduzibilität geworden und operiert als politisch Irreduzibles?¹⁰⁷ Als Ort und Oberfläche scheint die Materie zwar kulturelle Konstruktionen tragen zu können, ist aber selbst aus dem Prozess der Konstruktion ausgeschlossen. Handelt es sich hierbei um einen konstituierenden Ausschluss, ohne den die Konstruktion nicht agieren kann? Welche anderen

¹⁰² Ebd., S. 43

¹⁰³ Ebd., S. 259

¹⁰⁴ Ebd., S. 259

¹⁰⁵ Ebd., S. 43

¹⁰⁶ Ebd., S. 44

¹⁰⁷ Vgl. Ebd., S. 53

Arten der Konstruktion werden dadurch ausgeschlossen, dass die Materie als der Konstruktion vorgängiger Ort dargestellt wird?¹⁰⁸ Wenn Konstruiertheit und Materialität als notwendig gegensätzliche Begriffe gedacht werden, dann bliebe die Szenografie der Konstruktion – die von einer und als eine Matrix der Macht strukturiert wird – unausgesprochen.¹⁰⁹ Das Verhältnis von Kultur und Natur, das einige Modelle der Konstruktion voraussetzen ist Butler zufolge nicht stichhaltig. Hier werde die Natur als passive Oberfläche außerhalb des Sozialen verortet und fungiert doch als dessen notwendiges Gegenstück, während die Kultur als Handlungsvermögen des Sozialen, das auf diese passive Oberfläche einwirkt und ihr Bedeutung verleiht, begriffen wird. Dieses Modell führe zu einer Illusion des Natürlichen als dem, was der Intelligibilität vorhergeht und seinen Wert erst durch diese erhält. So werde das Natürliche vom Sozialen konstruiert und damit von diesem ausgestrichen.¹¹⁰ In Bezug auf die Kategorie Geschlecht bedeutet das, dass das biologische Geschlecht durch das soziale Geschlecht ersetzt wird. Das biologische Geschlecht wird damit laut Butler zu einer Fiktion oder Phantasie, die rückwirkend an einem vorsprachlichen Ort angelegt wird, zu dem es keinen unmittelbaren Zugang gibt.¹¹¹ Deshalb ergänzt Butler den Begriff der Konstruktion um den Begriff der Materialisierung.

Folgt man Foucault und seinem Konzept des regulierenden Ideals, so fungiert das biologische Geschlecht nicht nur als Norm, sondern ist Teil einer regulierenden Praxis, „die die Körper herstellt, die sie beherrscht, das heißt deren regulierende Kraft sich als eine Art produktive Macht erweist, als Macht die von ihr kontrollierten Körper zu produzieren – sie abzugrenzen, zirkulieren zu lassen und zu differenzieren.“¹¹² Ein regulierendes Ideal ist ein ideales Konstrukt, das zwangsweise durch regulierte Praktiken materialisiert wird. Da sich aber Körper den Normen, die sie regulieren, nie ganz fügen, müssen die Normen durch ständige Wiederholungen aktualisiert und gefestigt werden. Dieser Prozess – eine permanente Annäherung an das Ideal, das nicht erreicht werden kann – führt laut Butler zur Materialisierung der Normen.¹¹³

Die Praxis der ständigen Wiederholung, „durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt“¹¹⁴, bezeichnet Butler als Performativität. Die Materie des Körpers ist somit nicht nur die Wirkung einer Machtdynamik, sondern die Materialität des Körper ist „die produktivste

¹⁰⁸ Vgl. Ebd., S. 54

¹⁰⁹ Vgl. Ebd., S. 54

¹¹⁰ Vgl. Ebd., S. 24-26

¹¹¹ Vgl. Ebd., S. 27

¹¹² Ebd., S. 21

¹¹³ Ebd., S. 21

¹¹⁴ Ebd., S. 22

Wirkung von Macht überhaupt“¹¹⁵. So sind die Grenzen des Körpers und unsere Bewegungen zwar materiell, doch damit einher geht die permanente Materialisierung der den Körper regulierenden Normen. Akzeptiert man diese Erkenntnis, dann ist beispielsweise das biologische Geschlecht nicht länger etwas, das man hat, sondern eine der Normen, durch die das Subjekt überhaupt erst Subjekt, also kulturell verständlich wird.¹¹⁶ Performativität bezeichnet keinen einzelnen, intentionalen Akt, durch den das Subjekt dem Existenz verleiht, was es benennt. Sie ist vielmehr die sich ständig wiederholende Macht des Diskurses, die Phänomene hervorzubringen, die er reguliert.¹¹⁷ Entsprechend dem Prozess der Subjektivierung, wie unter 2.1 beschrieben, ist die Annahme und Wiederholung der körperlichen Norm nicht etwas, was von einem Subjekt erlitten wird, sondern ebenso subjektbildend.

Da der Diskurs geschichtlich ist, ist auf dessen Grundlage nicht jedes beliebige Handeln möglich. Das bedeutet zugleich, dass Performativität nicht willentlich und willkürlich ist. Der Diskurs und Normen sind geschichtlich und diese Geschichtlichkeit stattet den Diskurs mit der Macht aus, das hervorzubringen, was er benennt.¹¹⁸

Auch die Materie ist geschichtlich; sie ist bestimmt von der Aushandlung von Diskursen und „erfüllt mit abgelagerten Diskursen“¹¹⁹, wodurch die Anwendbarkeit des Begriffs der Materie eingeschränkt wird. So ontologisiere und fixiere eine diskursive Praxis, die die Materie als irreduzibel darstellt, die geschlechtsspezifische Matrix. Dies gilt zweifellos auch für andere Machtvektoren, die sich auf den Körper beziehen. Mit der Dekonstruktion soll der Begriff der Materialität nicht abgeschafft oder seine Brauchbarkeit geleugnet werden. Jedoch sei eine Problematisierung der Materie von Körpern notwendig, um den Begriff von seiner metaphysischen Verortung zu befreien und zu zeigen, welche politischen Interessen in dieser Verortung wirksam sind:

„Der als Zeichen vorgängig gesetzte Körper wird immer als *vorgängig gesetzt* oder *signifiziert*. Diese Signifikation produziert als einen *Effekt* ihrer eigenen Verfahrensweise den gleichen Körper, den sie nichtsdestoweniger zugleich als denjenigen vorzufinden beansprucht, der ihrer eigenen Aktion *vorhergeht*.“¹²⁰

Wenn der Körper also ein Effekt der Signifikation ist, dann hat die Sprache keinen mimetischen oder darstellenden Status. Das hieße nämlich, die Zeichen folgten als zwangsläufige Spiegelungen auf den Körper. Vielmehr ist der Status der Sprache produktiv, konstitutiv, „man

¹¹⁵ Ebd., S. 22

¹¹⁶ Vgl. Ebd., S. 22

¹¹⁷ Vgl. Ebd., S. 22

¹¹⁸ Vgl. Ebd., S. 259

¹¹⁹ Ebd., S. 55

¹²⁰ Ebd., S. 56

könnte sogar sagen *performativ*.“¹²¹ Der bezeichnende Akt grenze die Körper ab. Dabei ist die Materialität der Körper nicht einfach ein sprachlicher Effekt, denn die Signifikanten selbst besitzen Materialität. Damit weist Butler auf die Untrennbarkeit von Materialität und Signifikation hin. „Vermittels der Sprache eine Materialität außerhalb der Sprache zu setzen heißt immer noch, jene Materialität zu setzen, und die so gesetzte Materialität wird diese Setzung als ihre konstitutive Bedingung behalten.“¹²² Wie Materialität auftritt, ist also durch die sprachliche Bezugnahme auf sie bedingt. Der damit einhergehende Verlust von erkenntnistheoretischer Gewissheit darf jedoch laut Butler nicht als politischer Nihilismus gedeutet werden. „Dieses Erschüttern der ‚Materie‘ lässt sich verstehen als Anstoß für neue Möglichkeiten, für neue Arten, wie Körper Gewicht haben können.“¹²³ Den Körper und seine Materialität zu problematisieren, heißt hier also, die möglichen Existenzweisen, die Möglichkeiten körperlich zu existieren, zu erweitern.

Der Konstruktivismus im Sinne Butlers verwirft Handlungsvermögen nicht. Vielmehr führt das Denken des Subjekts als in einer und als eine geschlechtsspezifische Matrix von Beziehungen – und anderer sozialer Normen – erzeugt, nicht zur Abschaffung des Subjekts, sondern zur Frage nach den Bedingungen seiner Entstehung und seines Handelns.

„Die ‚Aktivität‘ dieses Geschlechtlich-Werdens kann strenggenommen kein menschliches Handeln oder menschlicher Ausdruck sein, keine willentliche Aneignung, und ganz sicher ist sie *keine* Frage einer Maskierung; sie ist die Matrix, durch die alles Wollen erst möglich wird, sie ist die kulturelle Bedingung seiner Möglichkeit.“¹²⁴

So wird das Kind etwa durch die ärztliche Interpellation „Es ist ein Mädchen!“ mädchenhaft gemacht; durch die Anrufung des Geschlechts gelangt es in den Bereich von Sprache und Verwandtschaft, wobei diskursive – und zugleich performative – Wiederholungen die naturalisierte Wirkung verstärken. Das Benennen setze somit zugleich eine Grenze und wiederhole eine Norm.¹²⁵

Zuschreibungen und Anrufungen schaffen so laut Butler ein Feld des Diskurses und der Macht, das strukturiert, ab- und eingrenzt, was als das Menschliche und wer als Subjekt gilt. Deutlich werde dies am Bereich der „verworfenen Wesen“. Das Menschsein selbst werde fraglich bei Menschen, die geschlechtlich nicht eindeutig identifiziert zu sein scheinen.

„Die Konstruktion des Geschlechts arbeitet mit den Mitteln des Ausschlusses, und zwar so, dass das Menschliche nicht nur in Absetzung gegenüber dem Unmenschlichen produziert wird, sondern durch eine Reihe von Verwerfungen, radikalen

¹²¹ Ebd., S. 56

¹²² Ebd., S. 57

¹²³ Ebd., S. 56

¹²⁴ Ebd., S. 29

¹²⁵ Vgl. Ebd., S. 29

Auslöschungen, denen die Möglichkeit kultureller Artikulation regelrecht verwehrt wird.“¹²⁶

Die Konstruktion des Menschlichen sei also ein differentieller Vorgang und erzeuge das mehr oder weniger Menschliche, das Unmenschliche und das menschlich Undenkbare. Die ausgeschlossenen Orte begrenzten das Menschliche als dessen konstitutives Außen. Damit kommt es laut Butler zu einem Paradoxon; denn die Untersuchung der Arten der Auslöschung und des Ausschlusses sei kein Konstruktivismus mehr, aber genauso wenig sei sie Essentialismus. Denn das Außen ist gegenüber dem, was vom Diskurs konstruiert wird, kein „ontologisches Dortsein“, das die Grenzen des Diskurses hinter sich lässt oder ihnen entgegensteht. Vielmehr könne es – wenn überhaupt – nur in Bezug auf den Diskurs gedacht werden; „an dessen dünnsten Rändern und als dessen dünnste Ränder.“¹²⁷ Die Dekonstruktion behauptet also nicht, dass alles diskursiv konstruiert sei; sie bestreitet nicht die konstitutive Kraft des Ausschlusses, der Auslöschung, der gewaltsamen Zurückweisung und der Verwerfung.¹²⁸

Es wäre falsch zu behaupten, der Diskurs konstruiere das Subjekt. Wie Butler zeigt, wird in dieser Aussage die Subjekt-Position unter Verkehrung der Begriffe beibehalten. Setzt man Kultur, Diskurs und/oder Macht an den grammatischen Ort des Subjekts, so führt dies lediglich zur Personifizierung des Diskurses und Konstruktion wird zu einem einseitigen Prozess.¹²⁹ Ebenso wenig macht es Sinn den Begriff der Konstruktion an den grammatischen Ort des Subjekts zu rücken. Denn die Konstruktion sei weder das Subjekt, noch dessen Handlung, „sondern ein Prozess ständigen Wiederholens, durch den ‚Subjekte‘ wie ‚Handlungen‘ erst in Erscheinung treten. Es gibt da keine Macht, die handelt, sondern nur ein dauernd wiederholtes Handeln, das Macht in ihrer Beständigkeit und Instabilität ist.“¹³⁰ Konstruktion als einseitigen Prozess oder einmaligen Akt zu denken, endet in Determinismus, womit die menschliche Handlungsfähigkeit verleugnet wird. So folgt Butler, wie bereits in Abschnitt 2.1 dargelegt, Foucaults Auffassung von Macht als einer Zerschlagung oder Zersetzung der Grammatik und Metaphysik des Subjekts und charakterisiert Macht als das, was die Subjektwerdung strukturiert.¹³¹ Mit diesem Verständnis „lässt sich Macht nicht darstellen, als wäre sie von den Bestimmungen her das ‚Subjekt‘, das ja ihre Wirkung ist.“¹³² Butler plädiert deshalb für eine Rückkehr zum Begriff der Materie; allerdings nicht gedacht als Oberfläche oder Ort, sondern

¹²⁶ Ebd., S. 30

¹²⁷ Ebd., S. 30

¹²⁸ Vgl. Ebd., S. 30

¹²⁹ Vgl. Ebd., S. 31

¹³⁰ Ebd., S. 32

¹³¹ Vgl. Ebd., S. 31f.

¹³² Ebd., S. 32

eben als Prozess der Materialisierung. Denn Materie sei immer etwas zu Materie gewordenes – durch die produktiven und materialisierenden Effekte von Macht. Konstruktion als Prozess fordert die laufende Wiederholung von Normen und ruft als Effekt Naturalisierungen hervor. Neben den erzielten Naturalisierungen gebe es aber Brüche und feine Risse, „konstitutive Instabilitäten“, in den Wiederholungen der Konstruktion. Zu finden sind diese in dem, was der Norm entgeht oder über sie hinauschießt. Diese Instabilitäten seien „die *dekonstituierende* Möglichkeit des Wiederholungsprozesses selbst“¹³³, und das, was Normen in eine potentiell produktive Krise versetzen könne.

Butler geht es also nicht darum die Wirklichkeit des Körpers zu leugnen, sondern um eine Problematisierung unserer Bezugnahme auf diesen. Denn der Diskurs, in dem und durch den wir körperliche Differenzen zugestehen, ist selbst formierend für die Phänomene, die er benennt. Es gibt keine Bezugnahme auf einen reinen – also dem Diskurs vorgängigen – Körper, durch die dieser Körper nicht zugleich weiter formiert wird.¹³⁴ Mit der Erkenntnis, dass „[d]ie feststellende Aussage [...], philosophisch gesprochen, in einem gewissen Grade immer performativ [ist]“¹³⁵ ändert sich die Bedeutung der Bezugnahme, des Referierens auf den Körper.

Was Butler als Performativität bezeichnet ist kein einmaliger, absichtsvoller Akt eines Subjekts, sondern die permanente Wiederholung einer oder mehrerer Normen. Im Prozess der Wiederholung und Materialisierung bleibt die Geschichtlichkeit der Normen jedoch verborgen, und im selben Ausmaß wird Theatralik hergestellt.¹³⁶ Der Anschein von Theatralik wird erweckt, solange das Subjekt als Urheber seiner diskursiven Wirkungen erscheint; solange die zitatenförmige Praxis von der es bedingt wird, verborgen bleibt.¹³⁷ In Abschnitt 3.3 werde ich genauer auf den Begriff der Theatralik bei Butler eingehen.

Derrida hat die Sprechakttheorie kritisiert beziehungsweise mit der Feststellung ergänzt, dass performative Äußerungen nicht bloß eine diskursive Praxis seien, die vollzieht oder produziert, was sie benennt. Eine performative Äußerung zieht ihre Macht nicht aus der Intention eines Subjekts, sondern diese Kraft ist abgeleitet aus einem iterierbaren Muster, mit dem die performative Äußerung übereinstimmt. Sie entspricht also Konventionen und ist als Zitat identifizierbar. Damit verschwindet zwar die Intention nicht, beherrscht aber auch nicht mehr

¹³³ Ebd., S. 33

¹³⁴ Vgl. Ebd., S. 33

¹³⁵ Ebd., S. 33f.

¹³⁶ Vgl. Ebd., S. 36

¹³⁷ Vgl. Ebd., S. 37

das Gesamte der Äußerung.¹³⁸ Soziale Normen, die Butler in Anlehnung an Lacan auch als ‚das Gesetz‘ bezeichnet, beziehen ihre Macht aus den Zitierungen, die sie erzwingen und setzen sich in dem Maße durch, in dem sie zitiert werden. Butler versteht dieses Zitieren der Normen als eine Annäherung an beziehungsweise eine Identifizierung mit den Normen. Dabei fasst sie die Identifizierungen oder auch identifikatorischen Praktiken nicht als imitierende Tätigkeit (in der ein bewusstes Wesen sich nach einem anderen bewussten Wesen formt), sondern im Sinne der Psychoanalyse als „assimilierende Leidenschaft, durch die ein Ich allererst entsteht.“¹³⁹ Die identifikatorischen Praktiken formen das körperliche Ich – und laut Freud ist „das Ich vor allem ein körperliches“ sowie „die Projektion einer Oberfläche“¹⁴⁰ – sowie das Gefühl für feste Konturen und räumliche Grenzen. Sie sind geleitet von einer imaginären Morphologie; das heißt die Identifizierung ist kein vorsozialer oder vorsymbolischer Vorgang, sondern kulturell und historisch zu verorten und damit veränderbar.¹⁴¹

Anders als Lacan, der dem symbolischen Gesetz einen halbautonomen Status zuschreibt – dieses bestehe bevor das Subjekt vergeschlechtlichte Positionen annehme, sei aber nur durch die sich ihm annähernden Aktualisierungen bekannt – sieht Butler im Zitieren des Gesetzes den eigentlichen Mechanismus seiner Produktion und Artikulation. Nietzsches Kritik am Konzept ‚Gott‘ folgend, kritisiert sie die Konzeption des symbolischen Gesetzes bei Lacan: „[D]ie Macht, die dieser vorgängigen und idealen Macht zugeschrieben wird, wird aus der Zuschreibung selbst abgeleitet und umgelenkt.“¹⁴²

Da wir im Zuge der Subjektwerdung gezwungen sind, soziale Normen – und damit Macht – in einem fortlaufenden Prozess zu zitieren, entsteht laut Butler ein „ursprüngliches Komplizentum mit der Macht.“¹⁴³ Wir finden hier also wieder die Ambivalenz des Subjekts, dessen Handlungsfähigkeit Butler unter dem Begriff der Performativität fasst:

„In diesem Sinne wird die mit der Performativität des ‚Geschlechts‘ [sex] bezeichnete Handlungsfähigkeit jeder Vorstellung von einem voluntaristischen Subjekt direkt widersprechen, das ganz unabhängig von den regulierenden Normen existiert, die es bekämpft.“¹⁴⁴

Das bedeutet also, dass Performativität nicht unabhängig von den sie regulierenden Normen gefasst werden kann. Materialität wird dabei als eine Materialisierung dieser regulierenden

¹³⁸ Vgl. Derrida, Jacques: „Signatur Ereignis Kontext“, in: ders.: *Randgänge der Philosophie*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1976, S. 150, zitiert nach: Butler: *Körper von Gewicht*, S. 36f.

¹³⁹ Butler: *Körper von Gewicht*, S. 37

¹⁴⁰ Freud, Sigmund: „Das Ich und das Es“, in: *Studienausgabe*, Band III, Frankfurt am Main: S. Fischer 1969ff., S. 294, zitiert nach: Butler: *Körper von Gewicht*, S. 37

¹⁴¹ Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, S. 37

¹⁴² Ebd., S. 38f.

¹⁴³ Ebd., S. 39

¹⁴⁴ Ebd., S. 39

Normen gedacht. Wiederholungsprozesse und damit die Materialisierung von Normen setzen Identifizierungsprozesse voraus, in denen die Normen angenommen und angeeignet werden. Entsprechend Butlers Konzept der Subjektivierung gehen diese der Subjektbildung voraus und ermöglichen sie. Sie werden also genaugenommen nicht von einem Subjekt vollzogen. Folglich offenbaren sich „[d]ie Beschränkungen des Konstruktivismus [...] an jenen Grenzen körperlichen Lebens, wo es verworfenen oder entlegitimierten Körpern versagt ist, als ‚Körper‘ zu gelten.“¹⁴⁵ Denn die Verwerfung des Körpers geht einher mit einer Verwerfung der Menschlichkeit, mit einer Nichtanerkennung als Subjekt. Verworfen oder entlegitimiert werden Körper etwa in Bezug auf Geschlecht, weil dessen Materialität im Diskurs abgegrenzt ist. Diese Abgrenzung bringt einen Bereich des ausgeschlossenen, nicht lebbaren Geschlechts hervor.¹⁴⁶ Butler fragt nun, zu welchem Zweck Körper nicht konstruiert werden. Das heißt, für diese Körper gibt es keine sozialen Normen und sie versagen bei der Materialisierung der bestehenden sozialen Normen. Des Weiteren fragt sie, ob diese Körper vielleicht das notwendige Außen, die nötige Unterstützung, für die Körper bilden, „die sich mit der Materialisierung der Norm als Körper qualifizieren, die ins Gewicht fallen.“¹⁴⁷ Verstärken diese verworfenen Körper also die hegemonialen, regulierenden Normen?

„Die normative Kraft der Performativität – ihre Macht, zu etablieren, was sich als ‚Sein‘ qualifiziert – arbeitet nicht nur mit der ständigen Wiederholung, sondern ebenso mit dem Ausschluss. Und im Falle von Körpern suchen jene Ausschlüsse die Signifikation als deren verwerfliche Grenzen heim oder als das, was strikt verworfen ist: das Nichtlebbare, das Nichterzählbare, das Traumatische.“¹⁴⁸

Doch da die diskursive Performativität, die Identitäten, auf die sie sich bezieht, nie endgültig erschaffen kann – wie erwähnt, kommt es in der Wiederholung zu Rissen, Brüchen, Abweichungen – scheitern auch die politischen Kategorien, die abgeschlossene und fixierte Identitäten konstituieren sollen. Diese politischen Kategorien sind nicht mit sich selbst identisch, und zwar aus demselben Grund, aus dem die diskursive Performativität an der Hervorbringung kohärenter Identitäten scheitert. Folglich benötigen Identitäten immer genau das, was sie verwerfen müssen – ein konstitutives Außen. Aufgrund einer Reihe von Ausschlüssen, durch die die Subjekte – deren Repräsentation und Phänomenalisierung Identitätskategorien dienen – erst begründet werden, kann das umfassende Wiedererkennen, das Identitätsbegriffe versprechen, also nicht erfüllt werden.¹⁴⁹

¹⁴⁵ Ebd., S. 40

¹⁴⁶ Vgl. Ebd., S. 40

¹⁴⁷ Ebd., S. 40

¹⁴⁸ Ebd., S. 260

¹⁴⁹ Vgl. Ebd., S. 260

2.3. Subversion

In der Materialisierung – dem Prozess der ständigen Wiederholung von Normen – nähern sich unsere Körper einem Ideal an. Jedoch können sich die Körper diesem Ideal oder den Normen nie vollständig fügen, deshalb ist der Prozess der Materialisierung immer unvollendet und instabil. Der Prozess, der uns zwingt die Normen immer wieder aufs Neue zu artikulieren, ermöglicht so selbst auch deren Veränderung:

„Es sind sogar die durch diesen Prozess hervorgebrachten Instabilitäten, die Möglichkeiten der Re-Materialisierung, die einen Bereich kennzeichnen, in dem die Kraft des regulierenden Gesetzes gegen diese selbst gewendet werden kann, um Neuartikulation hervorzutreiben, die die hegemoniale Kraft eben dieses Gesetzes in Frage stellen.“¹⁵⁰

In Bezug auf die Kategorie Geschlecht verlangt die Subjektwerdung eine Identifizierung mit dem „normativen Phantasma des ‚Geschlechts‘“¹⁵¹ – also einem Ideal von entweder Männlichkeit oder Weiblichkeit. Diese erfolge über Ausschluss oder Verwerfung, so dass die Identifizierung mit dem Verwerflichen des Geschlechts geleugnet werde. Insofern ist das Subjekt auf einen Ausschluss gegründet, dessen Folgen es nicht ganz kontrollieren kann. Diese „geleugnete Verwerflichkeit“ entziehe sich der Kontrolle und drohe deshalb „die sich selbst-begründenden Voraussetzungen des sexuierten Subjekts aufzudecken.“¹⁵² In anderen Worten: Was sich unserer Kontrolle entzieht, droht, sollte es an die Oberfläche gelangen und sichtbar werden, zu offenbaren, dass das Subjekt erst durch einen Aneignungsprozess dessen begründet wird, was es vorgeblich von sich aus schon immer hat.

„Die Aufgabe wird darin bestehen, diese Drohung und Aufspaltung, nicht als ein ständiges Infragestellen sozialer Normen anzusehen, das zum Pathos des ewigen Scheiterns verurteilt ist, sondern vielmehr als kritisches Hilfsmittel im Kampf darum, genau diese Bedingungen der symbolischen Legitimität und Intelligibilität neu zu fassen.“¹⁵³

„Zum Pathos des ewigen Scheiterns verurteilt“ ist das Infragestellen sozialer Normen als solcher, weil wir diese – wie oben gezeigt – benötigen, um überhaupt Subjekt zu werden. Weil soziale Normen eine Bedingung unserer Existenz bilden, sollten subversive Praktiken nicht danach streben, Normen per se abzuschaffen, sondern diese zu erweitern und neu zu konzipieren.

An Praktiken der Queerness zeigt Butler, wie Verworfenheit in politische Handlungsfähigkeit umgearbeitet werden kann.¹⁵⁴ Der Begriff queer umfasst dabei mehr als gleichgeschlechtliches

¹⁵⁰ Ebd., S. 21

¹⁵¹ Ebd., S. 23

¹⁵² Ebd., S. 24

¹⁵³ Ebd., S. 24

¹⁵⁴ Vgl. Ebd., S. 47

Begehren; er stellt Identitätskategorien und damit das mit sich selbst identische Subjekt in Frage. Ursprünglich als erniedrigender und beleidigender Begriff verwendet, war queer eine Bezeichnung für eine pathologisierte Sexualität und diejenigen, die ihn gebrauchten, zugleich „Sinnbild und Vehikel der Normalisierung“¹⁵⁵. Homosexuelle Menschen und Menschen, die sich nicht dem heteronormativen System fügen wollten oder konnten, sollten durch seine performative Kraft verworfen werden; diese waren aber laut Butler auch notwendig für vieles in der ‚Heterosexuellenwelt‘. Es handelt sich hier also um einen konstitutiven Ausschluss, dient doch die Verwendung des Begriffs queer als verwerfende Bezeichnung der „diskursiven Regulierung der Grenzen sexueller Legitimität.“¹⁵⁶ In der Aneignung des Begriffs durch diejenigen, die durch ihn verworfen werden sollten, wird Performativität als Zitatförmigkeit bewusst eingesetzt, um die Verwerflichkeit der Homosexualität umzudeuten in Aufsässigkeit und Legitimität.¹⁵⁷ Es handelt sich dabei laut Butler nicht um eine reine Umkehrung. Die Politisierung von Verworfenheit dient hier vielmehr dem Zweck, die Geschichte des Begriffs neu zu schreiben und ihn zu resignifizieren.¹⁵⁸ Mit der Neuschreibung des Begriffs geht ein Neuschreiben der Kategorien einher, das man auch als queeren der Kategorien bezeichnen könnte. Insofern ist das Ziel queerer Praktiken nicht, neue Kategorien zu schaffen; ginge dies doch unweigerlich mit der Schaffung neuer Ausschlüsse einher. Was Butler als die mögliche „normative‘ Dimension“ ihrer Arbeit *Körper von Gewicht* bezeichnet, scheint mir ebenso zutreffend als potentielles Ziel subversiver körperpolitischer Praktiken; nämlich „eine radikale Resignifikation des symbolischen Bereichs zu unterstützen, die Kette der Zitierungen in eine eher mögliche Zukunft umzuleiten, um die eigentliche Bedeutung dessen, was in der Welt als ein geschätzter und wertvoller Körper gilt, zu erweitern.“¹⁵⁹ Wie bereits oben ausgeführt, scheint das Ziel subversiver Praktiken also eher eine Resignifikation als eine Abschaffung sozialer Normen zu sein.

Dazu müsse das Symbolische als kulturell und geschichtlich verortete Regulierung der Signifikation gedacht werden und nicht als quasi-dauerhafte Struktur.¹⁶⁰ Doch die Resignifizierbarkeit von Zeichen entspringt nicht bloß deren Geschichtlichkeit; denn in dieser lägen auch Zwänge, die sich in der Tendenz äußern, zu tradierten sozialen Machtbeziehungen zurückzukehren. So greife sowohl Nietzsches Begriff der Zeichen-Kette als auch Foucaults Ausstattung der Macht mit „einer Art Vitalismus“ zu kurz: „Weder Macht noch Diskurs werden

¹⁵⁵ Ebd., S. 307

¹⁵⁶ Ebd., S. 307

¹⁵⁷ Vgl. Ebd., S. 47

¹⁵⁸ Vgl. Ebd., S. 47

¹⁵⁹ Ebd., S. 48

¹⁶⁰ Vgl. Ebd., S. 48

in jedem Moment von neuem gemacht; sie sind nicht so schwerelos, wie das die Utopiker radikaler Resignifikation implizieren könnten.“¹⁶¹ Aber es ist die aus der üblichen Verwendung der Begriffe stammende Kraft – im Sinne einer performativen Kraft, die sich aus der Zitierbarkeit speist – die die Resignifikation sowohl eingrenzt als auch möglich macht. „[D]ie offenkundig verletzenden Wirkungen des Diskurses [werden] zu den schmerzlichen Ressourcen [...], mit denen eine resignifizierende Praxis bewirkt wird.“¹⁶² Durch die Macht des Diskurses werden bestimmte Körper an dessen Ränder gedrängt; von dieser aber zugleich ermächtigt Anspruch gegen und auf die Diskurse zu erheben, die sie verwerfen sollten.

Queering ist laut Butler ein definierendes Moment von Performativität. Sie leitet diese Behauptung aus der Tatsache ab, dass die Erklärung von Mann und Frau zum Ehepaar in Austins Theorie der performativen Sprechakte eine zentrale Stellung einnimmt. Damit sei die „Heterosexualisierung der sozialen Bindung die paradigmatische Form für jene Sprechakte [...], die zustande bringen, was sie benennen.“¹⁶³ Performative Äußerungen sind „ein Bereich, in dem die Macht *als* Diskurs agiert.“¹⁶⁴ Ihre Macht beziehen sie nicht vom handelnden Subjekt, sondern aus dem ständig wiederholten Handeln, „das Macht in ihrer Beharrung und ihrer Instabilität ist.“¹⁶⁵ Die Instabilität als einen zentralen Bestandteil der Macht und damit der Performativität zu begreifen, bedeutet somit, dass nicht nur queering ein definierendes Moment ebendieser ist, sondern subversive Praktiken per se.

Performative Äußerungen können ihre Macht nicht aus dem Subjekt beziehen, da der Diskurs diesem vorhergeht. Es ist unmöglich, die Kategorie, die die soziale Identität eines Subjekts bezeichnen soll, ganz auszufüllen und die Subjektwerdung bleibt dadurch ein instabiler und unvollständiger Prozess. Das Subjekt ist, laut Butler, eine Art Zitat des Begriffs, durch den es bezeichnet werden soll, und der Begriff hat in gewissem Maße immer Vorrang und Anonymität gegenüber dem Leben, das ihn füllt.¹⁶⁶

Derrida hat darauf hingewiesen, dass performative Äußerungen notwendigerweise als Zitat erkennbar sein müssen, um zu gelingen. Sie sind erfolgreich, nicht weil sie intentional sind, sondern weil sie iterierbare Äußerungen wiederholen und „die Kraft der Autorität durch Wiederholung oder das Zitieren einer Reihe vorgängiger autoritativer Praktiken akkumulier[en].“¹⁶⁷ In der Wiederholung der sie konstituierenden Konvention verdecken sie

¹⁶¹ Ebd., S. 308

¹⁶² Ebd., S. 308

¹⁶³ Ebd., S. 309

¹⁶⁴ Ebd., S. 309

¹⁶⁵ Ebd., S. 309

¹⁶⁶ Vgl. Ebd., S. 310

¹⁶⁷ Ebd., S. 311

diese aber. Ihre Geschichtlichkeit müsse in der performativen Äußerung gebündelt und verschleiert werden, um ein Gelingen zu garantieren.¹⁶⁸

Nicht nur Performativität, sondern auch der Diskurs haben also eine Geschichte. Diese geht der gegenwärtigen Verwendung des Diskurses nicht bloß vorher, sondern sie konstituiert diese. Damit ist zugleich gesagt, „dass diese Geschichte die präsentische Sicht des Subjekts als ausschließlicher Ursprung oder Eigentümer dessen, was gesagt wird, wirkungsvoll dezentriert.“¹⁶⁹ Lässt sich daraus folgern, dass subversive Praktiken immer auch eine Kritik am mit sich selbst identischen Subjekt beziehungsweise an Identitätskategorien miteinschließen sollten?

Die Verwendung von Identitätskategorien wird von Butler nicht abgelehnt, denn den „Anspruch zu erheben auf die Macht, sich selbst zu benennen“¹⁷⁰, könne ermächtigend sein. Zugleich müssen Identitätskategorien aber auch kritisch hinterfragt werden. So produzieren sie Ausschlüsse und sind für viele schon allein deshalb keine Option, weil sie sich quasi an Schnittstellen von verschiedenen Identitätskategorien befinden. Außerdem besteht die Gefahr, dass das Selbstbenennen mit einer eingebildeten Autonomie einhergeht und im Zuge dessen verkennet, dass das Subjekt immer im Diskurs verwoben ist und Handlungsfähigkeit somit eine Geschichte hat, die diese zugleich ermöglicht und begrenzt.¹⁷¹

Eine Möglichkeit des Queerens von Geschlechterrollen ist die Praxis des Drag. Dabei ist Drag an sich noch nicht unbedingt eine subversive Praxis. Subversiv ist Drag dann, wenn er bloßstellt, mit welchen imitierenden Darstellungen heterosexuell ideale Geschlechter performativ realisiert und naturalisiert werden. Diese Entnaturalisierung müsse aber im selben Moment die heterosexuellen Normen auch in Frage stellen und nicht erneut idealisieren.¹⁷²

Interessant für die vorliegende Arbeit ist das Beispiel des Drag deshalb, weil Butler an ihm den Unterschied zwischen dem Verkörpern oder darstellerischem Realisieren (im Original „performing“) geschlechtlicher Normen und der performativen Verwendung des Diskurses problematisiert und fragt, ob es sich hierbei um zwei verschiedene Bedeutungen von Performativität handelt.¹⁷³ Wenn die Zitierung geschlechtlicher Normen notwendig für die Subjektwerdung ist, dann wohnt der geschlechtlichen Performativität eine zwingende Zitatförmigkeit inne, ohne die die Theatralität sozialer Geschlechtsidentitäten nicht gedacht werden kann. Jedoch darf „Theatralität [...] nicht mit Selbstentfaltung oder Selbstschöpfung in

¹⁶⁸ Vgl. Ebd., S. 311

¹⁶⁹ Ebd., S. 312

¹⁷⁰ Ebd., S. 312

¹⁷¹ Vgl. Ebd., S. 313f.

¹⁷² Vgl. Ebd., S. 317

¹⁷³ Vgl. Ebd., S. 318

eins gesetzt werden.“¹⁷⁴ Denn die soziale Geschlechtsidentität ist nicht als innere psychische Wahrheit aufzufassen, die expressiv dargestellt werden würde; sie ist aber auch keine reine Oberflächenerscheinung. Sie sei ein Spiel zwischen Psyche und äußerer Erscheinung. Butler betont, dass sich die darstellerische Realisierung (im Original „performance“) der Geschlechtsidentität als „begrenzter ‚Akt‘“ von der Performativität unterscheidet. Während die Performativität durch eine ständige Wiederholung von Normen konstituiert wird, die dem Subjekt vorhergehen und über es hinausgehen und somit nicht von diesem ‚gewählt‘ werden können, wirkt sich „was ‚darstellerisch realisiert‘ wird, [...] dahingehend aus, dasjenige zu verschleiern, wenn nicht gar zu leugnen, was opak, unbewusst, nicht ausführbar bleibt. Die Verkürzung der Performativität auf darstellerische Realisierung wäre ein Fehler.“¹⁷⁵

Die resignifizierende Praxis von queer ist eine theatralische Zitierung, da sie „die diskursive Konvention *nachahmt und übertreibt*, die sie zudem auch *umkehrt*.“¹⁷⁶ Durch diese „übertriebene Geste“ könne der homosexuellenfeindliche Diskurs aufgedeckt werden, der seine eigenen verwerfenden Begriffe nicht mehr unter Kontrolle hätte. Deshalb argumentiert Butler für eine Politisierung von und durch Theatralität und für die Theatralisierung politischer Wut.¹⁷⁷

Wie aber lassen sich nun der Diskurs als performativ realisierend („performing“) und die darstellerische Realisierung im theatralischen Sinn („performance“) zusammendenken?

„Was im *drag* ‚darstellerisch realisiert‘ wird, ist selbstverständlich *das Zeichen* der Geschlechtsidentität, ein Zeichen das nicht dasselbe ist wie der Körper, den es figuriert, der jedoch ohne es nicht gelesen werden kann.“¹⁷⁸ Das Zeichen der Geschlechtsidentität, wir können es wohl verstehen als Signifikant der Position des Körpers im Symbolischen, sei eher als Befehl denn als Zuschreibung zu verstehen und erzeuge deshalb im Zuge seiner Erfüllung auch Opposition. Die übertriebene Geste, also die überhöhte Darstellung des Zeichens, könne den übertriebenen Status der Norm selbst aufzeigen. Die Erfüllung der Normen geht mit einem Zwangscharakter einher; dieser lässt sie bei weitem nicht immer wirksam sein, vielmehr werden sie permanent von ihrer eigenen Unwirksamkeit heimgesucht und zum Scheitern gebracht. Auf dieser Unwirksamkeit beruht die Resignifikation, die Wiederaneignung, von Normen – subversive Praktiken machen sich die Schwäche in der Norm zunutze und schreiben sie um.¹⁷⁹ Doch „reine Subversion“ ist laut Butler nicht ausreichend, denn es genüge nicht soziale Normen zu unterminieren, zu vervielfachen oder zu entnaturalisieren. Immer müsse auch bedacht

¹⁷⁴ Ebd., S. 319

¹⁷⁵ Ebd., S. 321

¹⁷⁶ Ebd., S. 319

¹⁷⁷ Vgl. Ebd., S. 319f.

¹⁷⁸ Ebd., S. 325

¹⁷⁹ Vgl. Ebd., S. 325

werden, wie Macht in der Resignifikation wirke und was eine bejahende Resignifikation sei. Hier geht es um das Risiko, das entsteht, wenn das Verwerfliche am Ort seiner Opposition wiedereingesetzt wird.¹⁸⁰ Ähnlich wie Wolff argumentiert also auch Butler für die unbedingte Auseinandersetzung mit der Komplexität von Machtstrukturen im Rahmen von subversivem Handeln.

„Die Performativität beschreibt diese Beziehung des Verwickeltseins in das, dem man sich widersetzt, dieses Wenden der Macht gegen sie selbst, um alternative Modalitäten der Macht zu erzeugen und um eine Art der politischen Auseinandersetzung zu begründen, die nicht ‚reine‘ Opposition ist, ein ‚Transzendenz‘ derzeitiger Machtbeziehungen, sondern ein schwieriges Abmühen beim Schmieden einer Zukunft aus Ressourcen, die unweigerlich unrein sind.“¹⁸¹

Eine Bedingung für Handlungsfähigkeit und damit auch für subversives Handeln ist die Verflechtung des Subjekts in die Macht – es bewegt sich immer in der Macht, auch wenn es sich gegen sie wendet und versucht sie umzugestalten, wird es von ihr geformt. Deshalb seien die unvorhersehbaren Folgen des Handelns ebenso ein Teil ihres subversiven Versprechens wie die im Voraus geplanten und gewollten Folgen.¹⁸²

2.4. Konstruktivismus: Grenzen & Kritik

Die Grenzen des Konstruktivismus finden sich, laut Butler, dort, wo Körper sich der Materialisierung verweigern.¹⁸³ Sich der Materialisierung – im Sinne Butlers – zu verweigern, heißt, hegemonialen Normen nicht zu entsprechen, diese nicht performativ wiederholen zu können. Die Körper, für die es keine passenden Normen gibt, werden laut Butler an den Rand des Diskurses geschoben. Sie werden verworfen, ausgeschlossen, entlegitimiert und bilden das konstitutive Außen der als menschlich konstruierten Körper. Butler betont, dass das Außen des Diskurses kein ontologisches Dortsein ist, das die Grenzen des Diskurses hinter sich lässt – denn entsprechend ihrer Konzeption von Macht kann ja nichts außerhalb dieser gedacht werden. Doch obwohl Butler, in ihrem Verständnis der Macht, Foucault folgt – bei dem diese, eben weil sie alles durchzieht und überall vorhanden ist, neutral gewertet wird – bleibt die Macht bei Butler, laut Karin Ludewig, letztlich negativ konnotiert. Denn sie konstruiert nicht alle Subjekte als gleich frei, verursacht gesellschaftliche Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten sowie

¹⁸⁰ Vgl. Ebd., S. 330

¹⁸¹ Ebd., S. 331

¹⁸² Vgl. Ebd., S. 331

¹⁸³ Vgl. Ebd., S. 40

gewaltsame Verwerfungen und Ausschlüsse aus den Regionen des Lebbareren. Der produktive Charakter der Macht bleibt aber auch bei Butler erhalten.¹⁸⁴

Das Außen des Diskurses könne nur „an dessen dünnsten Rändern und als dessen dünnste Ränder gedacht werden.“¹⁸⁵ Dieses Gebiet findet sich außerhalb der diskursiv konstruierten Intelligibilität und wird bewohnt von nicht konstruierten und nicht materialisierten Körpern – Körpern ohne Gewicht und ohne Bedeutung.¹⁸⁶ Bedenkt man, dass gerade Butler immer wieder auf die performative Kraft der Sprache verweist, dann fragt Ludewig zurecht, „[w]elchen Sinn [es hat], die von der herrschenden Kultur Verleugneten und Ausgegrenzten, die Abnormalen und nicht voll Funktionsfähigen als körperlose Wesen oder exakter: als Körper ohne Materie zu verstehen?“¹⁸⁷ Zwar mag diese These politisch provozieren können, doch hat sie nicht zugleich eine festschreibende, erneut ausgrenzende Wirkung?

„Butlers *diskursive* Abqualifizierung der *marginalen* Körper zu *nicht-materiellen* nimmt ihnen ihre Schwere und Bedeutung, ihre gesellschaftliche Relevanz und soziale Sichtbarkeit ein weiteres Mal in der Theorie, nachdem sie schon von der Gesellschaft real um ihr Existenzrecht betrogen worden sind.“¹⁸⁸

Die nicht-materiellen Körper befänden sich bei Butler in einem seltsamen Zwischenbereich; sie sind noch vom Diskurs konstruiert, aber nicht so, dass sie in der Intelligibilität einen Platz hätten. Mit dieser Strategie steuere Butler zwischen zwei gefährlichen Klippen – der des Idealismus und der des Essentialismus – hindurch; doch dieser Balanceakt scheitere, laut Ludewig, oft auf Kosten derjenigen, deren Körper sich nicht in hegemoniale Normen fügen.¹⁸⁹ In ihrem Versuch, die Opposition von Geist und Materie zu überwinden, löse Butler Materialität in Intelligibilität auf.¹⁹⁰ Trotz der Distanzierung von einem linguistischen Monismus¹⁹¹, scheine Butler der Sprache – die auch körpersprachliche Gesten meinen kann – einen höheren Stellenwert zuzusprechen, als den Körpern an sich. Mit der Resignifikation von Materialität als permanente Materialisierung der den Körper regulierenden Normen, sagt Butler, laut Ludewig, dass nur was den Regeln des Diskurses gehorcht, für uns als körperliche Realität wahrnehmbar ist.

„Wo in Butlers Ansatz bleibt Raum für die gelegentlich zu erlebende Opakheit der Materie, für ihre Verslossenheit und hartnäckige Schweigsamkeit, für die trotzigste Weigerung des Fleisches, alle Fragen, die das Ich an es heranträgt, zu beantworten? Inwiefern ist der dem Menschen gelegentlich entgegenkommenden

¹⁸⁴ Vgl. Ludewig, Karin: *Die Wiederkehr der Lust. Körperpolitik nach Foucault und Butler*, Frankfurt am Main: Campus 2002, S. 156

¹⁸⁵ Butler: *Körper von Gewicht*, S. 30

¹⁸⁶ Vgl. Ludewig: *Die Wiederkehr der Lust*, S. 201

¹⁸⁷ Ebd., S. 205

¹⁸⁸ Ebd., S. 204f.

¹⁸⁹ Vgl. Ebd., S. 204

¹⁹⁰ Vgl. Ebd., S. 209

¹⁹¹ Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, S. 27f.

Undurchdringlichkeit und Unverständlichkeit, der *Nichtintelligibilität* seines körperlichen Daseins in Butlers Theorie Rechnung getragen? Wenn nur das Normierte und Normale materielle Substanz besitzt, woher erwächst uns dann die Möglichkeit der Erfahrung von schmerzhafter Begrenzung, Krankheit, Nichtübereinstimmung und Versagen?“¹⁹²

Diesen Überschuss der Materie gegenüber ihrer sprachlichen Verfasstheit und Fassbarkeit lasse Butler außer Acht¹⁹³ und arbeite so gesellschaftlichen Tendenzen zu, die an der Vorherrschaft des Geistes über die Materie und damit über menschliche Körper nicht zweifeln.¹⁹⁴ Mir scheint es jedoch notwendig, hier zu differenzieren zwischen schmerzhafter Begrenzung, Krankheit – inwieweit auch diese diskursiv reguliert wird, kann hier nicht behandelt werden – hinauslaufend auf unsere eigene Sterblichkeit, die, da stimme ich mit Ludewig überein, für uns auf eine gewisse Art und Weise opak und unverständlich bleibt. Etwas anderes jedoch sind Nichtübereinstimmung und Versagen; diese finden wir in Butlers Theorie nicht zuletzt in der Feststellung, dass sich Körper den Normen, die sie regulieren, nie ganz fügen – und am Rand des Diskurses, außerhalb des Intelligiblen, des Fassbaren. Inwieweit Butler damit neuerlich Ausschlüsse schafft, wird im Folgenden noch zu thematisieren sein. Die nicht nur von Ludewig problematisierten Unklarheiten in Bezug auf Butlers Konzept der Materialisierung der Körper, können hier nicht umfassend diskutiert werden. Jedoch werde ich im nächsten Abschnitt, mit Fokus auf das zentrale Thema der vorliegenden Arbeit, die Rezeption von Butlers Theorie in den Disability Studies skizzieren.

2.5. Butlers Körpertheorie in den Disability Studies

Nicht_Behinderung in den Sozial- und Kulturwissenschaften als Analysekategorie einzuführen, wäre ein radikales Unterfangen, schreibt Ellen Samuels 2002.¹⁹⁵ Denn anders als Geschlecht, race oder Sexualität war Nicht_Behinderung noch nicht als relevante Kategorie anerkannt – und es ist davon auszugehen, dass sie es noch immer nicht in gleicher Weise, wie die oben genannten, ist. Denn zehn Jahre später stellt Nancy Hirschmann – mit etwas Bange und einer gewissen Ironie – fest: „Disability is the new gender.“¹⁹⁶ Die Disability Studies seien zurzeit in einer ähnlichen Lage wie die Women’s Studies in den 1970er und 80er Jahren, als feministische Wissenschaftler_innen Kolleg_innen im Mainstream der Politikwissenschaften überzeugen

¹⁹² Ludewig: *Die Wiederkehr der Lust*, S. 195f.

¹⁹³ Vgl. Ebd., S. 217

¹⁹⁴ Vgl. Ebd., S. 215

¹⁹⁵ Vgl. Samuels, Ellen: „Critical Divides: Judith Butler’s Body Theory and the Question of Disability“, in: *NWSA Journal*, Vol. 14, No. 3, Fall 2002, S. 58-76, hier S. 58

¹⁹⁶ Hirschmann, Nancy J.: „Disability as a New Frontier for Feminist Intersectionality Research“, in: *Politics & Gender*, Vol. 8, No. 3, 2012, S. 396-405, hier S. 396

mussten, dass Gender es wert sei, in Untersuchungen einbezogen zu werden und einen Platz im Zentrum verdiene.¹⁹⁷

In „Critical Divides: Judith Butler’s Body Theory and the Question of Disability“ legt Samuels dar, wie Butlers Arbeiten in den Disability Studies rezipiert beziehungsweise eben gerade nicht rezipiert worden sind. *Körper von Gewicht* ist das am häufigsten zitierte Werk von Butler, wenn es um kranke oder behinderte Körper geht. Denn hier versucht Butler – wie im vorherigen Kapitel gezeigt – ihre Theorie der Performativität des Geschlechts auf andere „verkörperte soziale Identitäten“ zu übertragen.¹⁹⁸ Somit ist *Körper von Gewicht* am Verwundbarsten hinsichtlich Kritik bezüglich des Ausschlusses von Nicht_Behinderung. Gleichzeitig bietet es sich aber auch am ehesten für eine Adaption im Rahmen der Disability Studies an. Butler erwähnt hier Behinderung nie explizit; behinderte Körper spielen keine Rolle in *Körper von Gewicht*; im Gegensatz zu Geschlecht, Sexualität und race wird Nicht_Behinderung nicht behandelt.¹⁹⁹

Kein_e Autor_in und kein Text könne die Komplexität der gegenwärtigen Macht umfassend erklären; und jede Analyse, die einen Machtvektor in den Vordergrund rückt, werde verwundbar für Kritik und den Vorwurf der Abwertung von und der Ignoranz gegenüber anderen Machtvektoren, auf deren Ausschluss die eigene Konstruktion basiere; so schreibt Butler selbst in *Körper von Gewicht*. Doch im besten Fall gäben Texte einen Anstoß dazu, ihre grundlegenden Annahmen, im Rahmen von Aneignungen und Kritiken, in Frage zu stellen.²⁰⁰ Und so eröffnet auch die Überlegung, wie Butler ihre Körpertheorie konstruiert, ohne Nicht_Behinderung mitzudenken, laut Samuels, weitere wichtige Fragen. Zum ersten: Was passiert, wenn Butlers Theorie der Materialisierung der Körper angelegt wird auf Untersuchungen, die Nicht_Behinderung in den Vordergrund rücken? Und: Gibt es eine fundamentale Differenz zwischen postmoderner feministischer Körpertheorie und der Existenz und Analyse des behinderten Körpers?²⁰¹

Wenn Butler in *Körper von Gewicht* ihre Untersuchung der Performativität von Körpern um das Feld der verworfenen Körper erweitert, dann geht es ihr gleichzeitig auch darum, welche diskursiven Strukturen Körper zu intelligiblen, das heißt leb- und lesbaren, Körpern machen. Für den behinderten Körper scheint diese Untersuchung wie maßgeschneidert, besetzt er doch geschichtlich betrachtet das Zentrum der westlichen Spekulationen, was das Menschliche

¹⁹⁷ Vgl. Ebd., S. 396

¹⁹⁸ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 59

¹⁹⁹ Vgl. Ebd., S. 59

²⁰⁰ Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, S. 44

²⁰¹ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 60

konstituiert.²⁰² Dennoch sind Butlers Arbeiten in den wichtigsten Werken der Disability Studies der 1990er nicht erwähnt worden, erst ab 1999 finden sich einige Texte, die Butlers Theorien verwenden. Umso wichtiger sei es, laut Samuels, kritisch zu fragen, wann und wie sich die Disability Studies und Butlers Untersuchungen überschneiden.²⁰³

Die Kategorie Geschlecht durch die der Nicht_Behinderung zu ersetzen, könne keineswegs genügen. Da Butlers Arbeiten extrem anwendbar auf Prozesse der Nicht_Behinderung und den behinderten Körper scheinen, sei diese Versuchung groß. Verschiedene Autor_innen der Disability Studies haben das Begriffspaar sex/gender durch impairment/disability ersetzt. Susan Stocker etwa entdeckt in Butlers Theorie einen essentiellen Wert, der abgelöst werden könne von den ursprünglich gemeinten, spezifischen Identitätskategorien; ihre Darlegung der Funktionsweise sexueller Normen lasse sich auf Normen der Nicht_Behinderung übertragen.²⁰⁴

Welche Implikationen solch ein Austausch nach sich zieht, muss, laut Samuels, unbedingt hinterfragt werden; handelt es sich doch um zwei sehr unterschiedliche gesellschaftliche und körperliche Existenzweisen.²⁰⁵ Immerhin spricht Butler explizit über gender und sex, nicht über Nicht_Behinderung; sie spricht über Gender-Regulierungen, die ein Feld verworfener Körper hervorbringen, nicht über behinderte Körper, die durch Normen der Nichtbehinderung hervorgebracht werden. „Is it not necessary to at least ask if there is a difference between disability/impairment and gender/sex – and, since there obviously is, how that difference operates in the present situation?“²⁰⁶, fragt Samuels; und, ob der intersektionale Anspruch nicht teilweise dazu führe, dass wir die grundlegenden Unterschiede sozialer Differenzkategorien aus den Augen verlieren.²⁰⁷

Auch Butler betont, dass die verschiedenen Vektoren der Macht zwar nicht unabhängig voneinander gedacht werden können, jedoch weder strukturell noch abstrakt gleichwertig sind. Sie brauchen einander und setzen einander ein, zum Zweck ihrer spezifischen und wechselseitigen Artikulation, aber ihre Konstruktion und Herausbildung hat jeweils eine besondere Geschichte.²⁰⁸ Diese Vielschichtigkeit der Macht zu denken, bleibe ein wichtiges Unterfangen.

„Und doch wäre es ein Fehler, dieselben Kriterien allen Kulturprodukten aufzuerlegen, denn es kann gerade die Parteilichkeit eines Textes sein, die den radikalen Charakter seiner Einsichten bedingt. Sich dafür zu entscheiden, die heterosexuelle Matrix

²⁰² Vgl. Ebd., S. 60

²⁰³ Vgl. Ebd., S. 61

²⁰⁴ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 63 sowie Stocker, Susan S.: „Problems of Embodiment and Problematic Embodiment“, in: *Hypatia*, Vol. 16, No. 3, Summer 2001, S. 30-55, hier S. 39

²⁰⁵ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 64

²⁰⁶ Ebd., S. 64

²⁰⁷ Vgl. Ebd., S. 65

²⁰⁸ Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, S. 43f.

beziehungsweise die heterosexuelle Hegemonie zum Ausgangspunkt zu nehmen, birgt die Gefahr der Verengung – aber diese Gefahr wird eingegangen, damit diese letztlich ihre augenscheinliche Priorität und Autonomie als eine Form der Macht einbüßt. Dies wird im Text, vielleicht aber am erfolgreichsten in seinen verschiedensten Aneignungen geschehen.“²⁰⁹

Ähnlich argumentiert Samuels: Zwar möge es stimmen, dass jede gesellschaftliche Kategorie diskursive Normen über Körper materialisiert und damit auch ihr konstitutives Anderes konstruiert, aber dies seien weder parallele noch in sich abgeschlossene Vorgänge.²¹⁰ In *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen* verweist Butler, wie oben erwähnt, kurz auf Prozesse der Nicht_Behinderung. Eigentlich die zwangsweise Normalisierung von intersexuell geborenen Menschen thematisierend, erwähnt sie, dass Normen, die den menschlichen Körper im Hinblick auf eine idealisierte Anatomie regulieren, Leben einteilen in mehr oder weniger menschliches und damit mehr oder weniger lebenswertes Leben. Diese „unterschiedsgenerierende Einteilung“ funktioniere bei einem Großteil von Behinderungen genauso.²¹¹ Butler setzt sich jedoch auch hier nicht spezifischer mit den Machtmodi auseinander, die Nicht_Behinderung hervorbringen.

„It is certainly true that many of Butler’s most compelling conclusions about how bodies are sexed can inform our analysis of how bodies are ‚abled‘; however, her work itself is en-abled by its own reliance upon a stable, functional body that is able to walk, talk, give birth, see and be seen.“²¹²

Es ist, laut Samuels, nicht möglich, Butlers Theorien für eine Theorie des behinderten Körpers zu übernehmen, ohne diese Begrenzungen und Ausschlüsse zu thematisieren und zu problematisieren – andernfalls würden sie integraler Bestandteil der Kritik.²¹³ Dass ein Theoriegebäude, in dem der Körper als nichtbehinderter Körper vorausgesetzt wird, nicht auf behinderte Körper angewendet werden kann, ohne unter dem Gewicht seines eigenen Ausschlusses zusammenzubrechen, ist laut Samuels ein Hauptgrund für die spärliche Rezeption von Butler in den Disability Studies. Und wenn der behinderte Körper das verworfene Andere darstellt, das Butlers Theorie überhaupt erst ermöglicht, ist es dann denkbar, diese trotzdem zu adaptieren, für eine Theorie, die versucht die Bedeutungen und die Materialisierung von Behinderung zu erklären?²¹⁴ Setzen Butlers Theorien Nichtbehinderung als notwendiges Moment der Subjektwerdung voraus, oder erlauben sie die Befreiung verkörperter Identitäten von den diskursiven Matrizen, die diese hervorgebracht haben?²¹⁵

²⁰⁹ Ebd., S. 44

²¹⁰ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 65

²¹¹ Vgl. Butler: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, S. 14

²¹² Samuels: „Critical Divides“, S. 65

²¹³ Vgl. Ebd., S. 65

²¹⁴ Vgl. Ebd., S. 68

²¹⁵ Vgl. Ebd., S. 69

Butler sei – neben Sander Gilman – eine der Philosoph_innen, deren konstruktivistischer Ansatz gerade gegenläufig zum Paradigma der Disability Studies sei, schreiben David T. Mitchell und Sharon L. Snyder; denn ihre Rhetorik von konstruierten Devianzen sei durchzogen von der strategischen Distanzierung ihres Interesses in verworfene Gemeinschaften von dem greifbaren Vorhandensein physischer Abweichungen. Folglich wäre es für Gemeinschaften behinderter Menschen, die notwendigerweise durch die Präsenz physischer Differenzen definiert seien, kaum möglich auf dieselbe Rhetorik zurückzugreifen.²¹⁶

Indem Butler die diskursiven Strukturen des heterosexuellen Imperativs enthüllt, zeigt sie wie Körper vergeschlechtlicht werden und destabilisiert zugleich die Hierarchie ‚normaler‘ – also heterosexueller – und ‚abnormaler‘ – queerer – Formen der Sexualität. „However, in doing so she must necessarily acknowledge and discursively materialize a realm of abnormal bodies, only to rescue queer bodies from inside it.“²¹⁷ Samuels zufolge wäre es also möglich, Butler so zu lesen, dass ihre Dekonstruktion der normativen Kriterien, die intelligible Körper gegenüber nicht intelligiblen Körpern hervorbringen, abweichende Sexualitäten auf Kosten von behinderten Körpern „rettet“. Im Gegensatz dazu geht Ludewig, wie in Abschnitt 2.4 beschrieben, davon aus, dass Butler durch ihr Schreiben auch die durch den heterosexuellen Imperativ marginalisierten Körper erneut ausgrenzt, indem sie sie als nicht-materialisierte Körper bezeichnet. Das heißt, Ludewig bezweifelt bereits die „Rettung“ queerer Körper vom Rande des Diskurses durch Butler.²¹⁸

In ihrer Diskussion des Freudschen Konzepts der Hypochondrie – in diesem wird der physisch kranke Körper durch die unangemessene und deshalb verworfene Sexualität produziert beziehungsweise werden psychosomatische Effekte durch Verbote hervorgerufen – legt Butler dar, wie der Diskurs Sexualität und vor allem Homosexualität pathologisiert. Daraus folgt eine klare Ablehnung von Metaphern der Krankheit, die gebräuchlich sind, um Homosexualität zu beschreiben; im Besonderen in Hinblick auf AIDS und die daraus folgende Re-Pathologisierung von Homosexualität.²¹⁹

„To question Butler on this point is not to endorse the pathologization of gayness, or to imply that queer and ill/disabled bodies have any natural or presumed commonalties. It is, however, to point out that Butler’s liberatory approach to sexuality takes as a matter of course that ‚metaphorics of illness‘ are always negative, and that somewhere,

²¹⁶ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 69 sowie Mitchell, David T./Sharon L. Snyder: „Introduction: Disability Studies and the Double Bind of Representation“, in: dies. (Hg.): *The Body and Physical Difference. Discourses of Disability*, Ann Arbor: The University of Michigan Press⁴ 2004 (Orig. 1997), S.1-31, hier S. 27, Anmerkung 27

²¹⁷ Samuels: „Critical Divides“, S. 69

²¹⁸ Vgl. Ludewig: *Die Wiederkehr der Lust*, S. 204f.

²¹⁹ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 69 sowie Butler: *Körper von Gewicht*, S. 99f.

somehow, bodies *do* exist which deserve pathologization based upon the very material, biological ‚realities‘ which she seeks to destabilize.“²²⁰

Mitchell und Snyder nennen das von Samuels angesprochene Dilemma „the representational double bind of disability“: Während behinderte Menschen sich real am Rand der Gesellschaft befinden – marginalisiert sowohl auf der Ebene kultureller Repräsentation als auch in Bezug auf sozioökonomische Macht – dient der behinderte Körper zugleich anderen marginalisierten Gruppen als „raw material“, auf das zurückgegriffen wird, um sich selbst sichtbar zu machen. So wird Behinderung als das eigentlich Abnormale festgeschrieben, von der alle anderen Gruppen, die bestimmten gesellschaftlichen Normen nicht entsprechen, sich distanzieren müssen.²²¹

Während also unter anderem Snyder und Mitchell feststellen, die postmoderne Körpertheorie basiere auf der Konstruktion des behinderten Körpers als konstitutives Anderes, geht die Kritik von Susan Wendell in eine etwas andere Richtung. Die postmoderne Körpertheorie fokussiere zu sehr den Körper als Konstruktion und vergäße darüber auf die Erfahrung konkreter Körper – insbesondere als negativ gelesener Körper, behinderter, leidender, kranker Körper.²²² Die mit und durch den Körper erlebten Erfahrungen – neben seiner diskursiven Konstruktion – zu thematisieren, ist ja, laut Wolff, auch eine Voraussetzung für eine erfolgreiche Körperpolitik.²²³ Dass ein Großteil postmoderner und feministischer Theoretiker_innen sich nicht mit Behinderung beziehungsweise mit konkreten behinderten Körpern auseinandersetzen, obwohl Tropen und Figurierungen von Behinderung sowohl ihre Untersuchungsgegenstände als auch ihre Diskursmodi durchziehen, hat in den Disability Studies immer wieder Kritik hervorgerufen.²²⁴ Auch in Butlers Arbeiten lassen sich, laut Samuels, viele Beispiele solcher „disembodied bodies“ finden.²²⁵ Wenn sie etwa von Deformation oder Blindheit spricht, dann bleibe unklar, ob die Begriffe auf physische oder sprachliche Zustände verweisen, „or to the blurred area between the two which is her primary realm of analysis.“²²⁶

In ihrer Diskussion von Willa Cathers Romanen nützt Butler Bilder fragmentierter Körper, um zu beschreiben, wie die Protagonist_innen sich den Normen des heterosexuellen Imperativs widersetzen: „Pauls Körper sträubt sich, in einem gewöhnlichen Sinn zusammenzuhalten, und die Körperteile, die dennoch zusammenhängen, erscheinen unstimmig genau aus einer

²²⁰ Samuels: „Critical Divides“, S. 69

²²¹ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 70 sowie Mitchell und Snyder: „Introduction: Disability Studies and the Double Bind of Representation“, S. 6

²²² Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 70 sowie Wendell, Susan: *The Rejected Body: Feminist Philosophical Reflections on Disability*, New York: Routledge 1996, S. 166-169

²²³ Vgl. Wolff: „Reinstating Corporeality“, S. 120

²²⁴ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 68

²²⁵ Vgl. Ebd., S. 70

²²⁶ Ebd., S. 59

gewissen fröhlichen und ängstlichen Weigerung heraus, die regulierende Norm anzunehmen.“²²⁷ Der Körper beziehungsweise seine Teile fungieren für Butler als Zeichen: „die Körperteile erwecken den Eindruck, auseinander zu streben, und sie signifizieren in streuenden und verwirrenden Richtungen, als ob der Mittelpunkt dieses Körpers keinen Halt gäbe.“²²⁸ Mittels des behinderten Körper wird Sexualität symbolisiert. “[T]he disabled body becomes a disinvested symbolic medium for the display and mediation of sexuality, which then apparently constitutes the ‚real‘ and primary subjectivity.”²²⁹

Samuels kritisiert außerdem, dass Butler in ihrer Interpretation von Cather, die von der Lacanschen Theorie des Spiegelstadiums – des zerstückelten Körpers, der vor dem Spiegel ‚zusammengesetzt‘ wird und damit ein Phantasma der Kontrolle erzeugt – gerahmt wird, keinen Anlass sieht, darauf hinzuweisen, dass es sich nicht um konkrete Körper handelt, die sie beschreibt. Da die am Horizont verstreuten Körperteile so sehr im Imaginären verhaftet seien, schiene es unnötig, klarzustellen, dass keine der Figuren tatsächlich unter dem Verlust von Gliedmaßen oder ähnlichem zu leiden hätte.²³⁰

In einem Interview hat Michael Turinsky übrigens seine Körperlichkeit in Verbindung gebracht mit dem Lacanschen Begriff des zerstückelten Körpers.²³¹ Während jedoch Turinsky das Bild zur Beschreibung der eigenen Körpererfahrung dient, fungiert in der Theorie Butlers der behinderte Körper selbst als Metapher. Anstatt Ort eines Subjekts zu sein, symbolisiert er bloß die Sexualität (und Subjektivität) nichtbehinderter Menschen.

Dass die feministische Theorie die Unterdrückung aufgrund von Geschlecht mit Metaphern der Behinderung verbildlicht und Butlers Theorie der Performativität des Geschlechts sich auf eine metaphorische Verknüpfung von „gender ‚freakishness‘“ und deformierten Körpern stützt, stellt auch Carrie Sandahl fest.²³² In *Körper von Gewicht* inkludiere Butler behinderte Körper nicht in das Feld der verworfenen Körper, sondern beziehe sich lediglich auf queere und rassifizierte Körper. Behinderte Körper fielen jedoch implizit in dieses Feld hinein: „In a sense, then, Butler uses disability (or the deformed, abject body) as a metaphor for gender and sex difference, and like feminist playwrights, ignores the identities and concerns of actual people with disabilities.”²³³ Wird der behinderte Körper als Metapher verwendet, so muss bedacht

²²⁷ Butler: *Körper von Gewicht*, S. 226

²²⁸ Ebd., S. 228

²²⁹ Samuels: „Critical Divides“, S. 70

²³⁰ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 70

²³¹ Vgl. Eckenstein, Corinne: „Der zerrissene Körper im Tanz“, Interview mit Bert Gstettner und Michael Turinsky, in: *gift – Zeitschrift für freies Theater*, 02/2010, S. 48-51, hier S. 48

²³² Vgl. Sandahl, Carrie: „Ahhhh Freak Out! Metaphors of Disability and Femaleness in Performance“, in: *Theatre Topics*, Vol. 9 (1), 1999, S. 11-30, hier S. 15

²³³ Ebd., S. 15

werden, dass diese Trope zurückfällt auf behinderte Menschen, sich in ihnen spiegelt. Denn Metaphern strukturieren, was wir wahrnehmen, wie wir uns in der Welt bewegen, wie wir uns auf andere Menschen beziehen und mit diesen Beziehungen haben. Sie spielen also eine zentrale Rolle in unserer Deutung der Realität und sind keine „innocuous artistic flourishes, then, but powerful discursive structures that can misrepresent, define, and confine people with disabilities and as such are the focus of much disability activism.“²³⁴

Im Vorwort zu *Körper von Gewicht* reagiert Butler auf die Kritik, die ihre Auslassung konkreter körperlicher Erfahrungen hervorgerufen hat: Weder der Körper noch Geschlechtlichkeit seien bloß Konstruktionen, aber die Konstruktion sei integraler Bestandteil ihres Seins.²³⁵ Doch trotz dieser Verteidigung, müsse die Kritik, laut Samuels, ernst genommen werden.

Die Verwendung von Butler in den Disability Studies bleibt also ein kritisches Unterfangen, wird jedoch von Samuels nicht verworfen:

„It seems that Butler’s work exerts a powerful influence not only on our academic discourse, but perhaps also on our minds and hearts. Her insights have the potential to be so far-reaching and liberatory that even as we formulate critiques of her theories, we are also drawn to the possibilities those theories offer.“²³⁶

Aufgrund des Ausschlusses behinderter Körper aus ihren Untersuchungen, kann Butlers Theorie nicht unkritisch übernommen werden. Da verschiedene Machtvektoren unterschiedlichen Konstruktionsweisen unterliegen und nicht dieselbe Geschichte teilen, lässt sich die Kategorie Geschlecht nicht einfach durch die der Nicht_Behinderung ersetzen. Damit wäre auch Butler selbst kein Gefallen getan. „Such wholesale adoptions treat Butler’s theories as more fixed and final than even she, with her emphasis on unfixed, ever-shifting, and irreducible meanings, would likely endorse.“²³⁷

Butlers Theorie über ihre eigenen Begrenzungen hinaus weiterzuentwickeln, kann jedoch, laut Samuels, keine einseitige Aufgabe sein. Neben der Adaption und Fortschreibung postmoderner Körpertheorien durch die Disability Studies, seien auch sozial- und kulturwissenschaftliche Theoretiker_innen, die sich mit dem Körper auseinandersetzen, gefordert, den behinderten Körper in ihr Denken mit einzubeziehen – nicht als Metapher oder als Zeichen für Geschlecht, sondern in seiner wirklichen Komplexität.²³⁸

Gründe für eine solche Einbeziehung gäbe es ausreichend; insbesondere, wenn die Untersuchungen einen intersektionalen Anspruch haben. Behinderung überschneidet sich mit allen anderen Identitätskategorien, betrifft sie doch Menschen aller Klassen, Ethnizitäten,

²³⁴ Ebd., S. 14

²³⁵ Vgl. Samuels: „Critical Divides“, S. 71 sowie Butler: *Körper von Gewicht*, S. 13-17

²³⁶ Samuels: „Critical Divides“, S. 72

²³⁷ Ebd., S. 72

²³⁸ Vgl. Ebd., S. 73

Religionen, Menschen jeden Alters, jedes Geschlechts und jeder Sexualität.²³⁹ Als Identitätskategorie, in die jede_r von uns zu jeder Zeit eintreten könnte, bringt sie außerdem in besonderer Weise zum Ausdruck wie instabil und dynamisch unsere Identität ist; wie schnell sich unser Körper – und damit unser Verständnis von uns selbst – ändern kann.²⁴⁰

²³⁹ Vgl. Hirschmann: “Disability as a New Frontier for Feminist Intersectionality Research”, S. 397

²⁴⁰ Vgl. Ebd., S. 400

3. Imperfekte Körper

Die von Ludewig angesprochene Opazität der Materie stellt auch Michael Turinsky, gerade in Bezug auf die Körper behinderter Tänzer_innen, fest – sie besäßen eine spezifische Medialität, eine opake Materialität.²⁴¹ Diese zum Wert zu erheben, ist nicht nur Ziel des inklusiven Tanzes, sondern auch der Disability Studies. Doch sind nur Körper, die nicht hegemonialen Normen der Nichtbehinderung entsprechen, opak? Welche diskursiven Strukturen marginalisieren bestimmte Körper und wie lässt sich über diese Körper nachdenken, die in unserer Gesellschaft als imperfekte Körper gelesen werden?

3.1. Perspektiven auf Behinderung

Die Allgemeinheit denkt Behinderung als Tautologie:

„Behindertsein heißt einen körperlich wahrnehmbaren Makel aufweisen; und denjenigen die als ‚behindert‘ (im Sinne sozialer Benachteiligung) gelten, wird unterstellt, dass sie tatsächlich auch ‚behindert‘ sind (im Sinne einer Abweichung von Körper- oder Gesundheitsnormen).“²⁴²

Und auch in wissenschaftlichen Diskursen gehen, laut Anne Waldschmidt, gesundheitliche Auffälligkeiten, Naturalisierungsdiskurse und Marginalisierungsprozesse fast immer zusammen. Aus Sicht der Disability Studies ist die herrschende Betrachtungsweise von Behinderung reduktionistisch. Denn Behinderung ist keine eindeutige Kategorie. Was behinderte Menschen vor allem vereint, ist die Erfahrung von Stigmatisierung und Marginalisierung, nicht unbedingt die Erfahrung von körperlicher Beeinträchtigung.²⁴³ Als behindert werden all diejenigen etikettiert, deren Körper nicht der Norm entsprechen; wie different diese untereinander auch sein mögen. „Die *eine* Kategorie verrechnet inkommensurable Ansprüche und Fähigkeiten.“²⁴⁴ Und doch wird der behinderte Körper als einfache Tatsache vorausgesetzt; als quasi natürliche Verkörperung von Behinderung muss er nicht problematisiert werden.²⁴⁵ Er operiert, um eine Formulierung Butlers aufzugreifen, als das Irreduzible.²⁴⁶ Folgt man den Disability Studies, so lassen sich drei Perspektiven,

²⁴¹ Vgl. Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 53

²⁴² Waldschmidt, Anne: „Behinderte Körper: Stigmatheorie, Diskurstheorie und *Disability Studies* im Vergleich“, in: Junge/Schmincke (Hg.): *Marginalisierte Körper*, S. 27-43, hier S. 27

²⁴³ Vgl. Ebd., S. 27

²⁴⁴ Hetzel, Mechthild/Andreas Hetzel: „Zur Sprache der Sprachlosen. Ebenen der Gewalt in der diskursiven Produktion von Behinderung“, in: Herrmann, Steffen K./Sybille Krämer/Hannes Kuch (Hg.): *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*, Bielefeld: transcript 2007, S. 337-352, hier S. 343 (Hervorhebung im Original)

²⁴⁵ Vgl. Waldschmidt: „Behinderte Körper“, S. 28

²⁴⁶ Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, S. 53

Behinderung zu betrachten, unterscheiden. Zum ersten ist dies das medizinische Modell, in dem Behinderung zum individuellen Problem wird, das geheilt werden muss. In der Wahrnehmung von Behinderung als gesellschaftlichem Problem – gefasst als soziales Modell der Behinderung – wird diese zum Politikum, das mittels zivilgesellschaftlicher Bewegungen angegangen werden soll. Die Disability Studies vertreten – vereinfacht ausgedrückt – ein kulturwissenschaftliches Modell von Behinderung. Ihnen geht es um einen Perspektivenwechsel, der scheinbare Selbstverständlichkeiten ins Wanken bringt. Diese Forschungsrichtung versteht sich „als widerspenstiges Projekt, als eine Wissenschaft, die hergebrachte Sichtweisen dekonstruiert und neue Blicke produziert.“²⁴⁷

3.1.1. Das medizinische Modell von Behinderung

Im medizinischen Modell bezeichnet Behinderung die individuelle Funktionsstörung eines bestimmten Körpers. Laut Corker und Shakespeare ist dieses Modell charakteristisch für Erkenntnis- und Wissenssysteme, wie sie die Moderne hervorgebracht hat; denn es beruht auf dem rationalen und autonomen Subjekt, das das Ideal der Moderne darstellt.²⁴⁸ Der ‚Defekt‘ muss folglich geheilt und der Körper der vorgefundenen Umwelt angepasst werden, um dem behinderten Menschen ein lebenswertes, autonomes Leben zu ermöglichen. Paradoxerweise wird Behinderung hier zugleich als dem anomalen Körper immanent und wesentlich angesehen, wie auch als dem Körper fremd und damit als feindliche Kraft, die dem eigentlichen Sinn und Zweck des Körpers nicht entspricht.²⁴⁹ Der eigentliche Sinn und Zweck des Körpers wird gemessen an der Figur, die Rosemarie Garland Thomson den „normate“ nennt: „This neologism names the veiled subject position of cultural self, the figure outlined by the array of deviant others whose marked bodies shore up the normate’s boundaries.“²⁵⁰ Der „normate“ bezeichnet eine Figur, der wenige Menschen tatsächlich entsprechen: männlich, weiß, nichtbehindert.

Kann sich das betroffene Individuum jedoch den gesellschaftlich gegebenen Bedingungen nicht anpassen, weil es nicht gelingt den ‚Defekt‘ zu beheben, dann werden die Auswirkungen der körperlichen Beeinträchtigung – nämlich fehlende gesellschaftliche Integration und Teilhabe – im medizinischen Modell von Behinderung als quasi-natürliche Konsequenzen angesehen. Mit dem medizinischen Blick gehen Bewertungen einher, die behinderten Menschen negative

²⁴⁷ Waldschmidt: „Körper – Macht – Differenz“

²⁴⁸ Vgl. Corker, Mairian und Tom Shakespeare: „Mapping the Terrain“, in: dies. (Hg.): *Disability/Postmodernity. Embodying disability theory*, London/NewYork: Continuum³ 2006 (Orig. 2002), S. 1-17, hier S. 2

²⁴⁹ Vgl. Hirschmann: „Disability as a New Frontier for Feminist Intersectionality Research“, S. 398

²⁵⁰ Thomson: *Extraordinary Bodies*, S. 8

Attribute wie Anomalität, Unfähigkeit, Abhängigkeit, Unattraktivität sowie Passivität zuschreiben. Im Gegensatz dazu wird Nichtbehinderung als grundsätzlich positiv konstruiert.²⁵¹ Dass sich Konzeptionen von Behinderung und von Weiblichkeit überschneiden, fällt bereits an der kurzen, von Köbsell übernommenen, Liste an Attributen auf. Zugleich führe die medizinisch-individuelle Perspektive auch dazu, dass behinderten Menschen ihre Geschlechtlichkeit gänzlich abgesprochen wird. „Das Geschlecht von behinderten Personen spielt in dieser Sichtweise überhaupt keine Rolle; die des Körpers ist, als naturgegebenes ‚Material‘ Träger der Behinderung zu sein.“²⁵² Auch Thomson weist auf die Überschneidungen der gesellschaftlichen Zuschreibungen an weibliche Körper und behinderte Körper hin – nicht bezogen auf das medizinische Modell von Behinderung. Sowohl der weibliche als auch der behinderte Körper werden als deviant und minderwertig angesehen; beide sind von der vollen Partizipation am öffentlichen sowie am ökonomischen Leben ausgeschlossen; und beide werden gemessen und konstruiert an einer Norm, die *natürliche* physische Überlegenheit innehaben soll.²⁵³

3.1.2. Das soziale Modell von Behinderung

Als Gegenentwurf zu diesem Modell, das Behinderung am individuellen Körper festmacht und damit als Schicksal definiert, wurde, vor allem von Menschen in der Behindertenbewegung, das soziale Modell von Behinderung entwickelt. Behinderung wird hier als soziale Konstruktion gesehen, die sich aus einem gesellschaftlichen Umfeld ergibt, das bestimmte Körper behindert und andere Körper befähigt. Die Beeinträchtigung ist dann ein natürlicher Teil des biologischen Lebens; sie ist nicht anomal, sondern „incorporated into a person’s sense of self.“²⁵⁴ Als Behinderung wird bezeichnet, was durch das soziale Umfeld produziert wird; diese kann folglich nicht mehr am Körper festgemacht werden, sondern nur am Körper in einer feindlichen Umgebung.²⁵⁵ Die Beeinträchtigung bildet dann die Voraussetzung für den Prozess des Behindert-Werdens, der Menschen mit Beeinträchtigung gesellschaftliche Teilhabe, Respekt und Anerkennung vorenthält, die Menschen ohne Beeinträchtigung selbstverständlich zugestanden werden. Was aus dieser Perspektive also verändert werden muss, sind die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Der differente Körper ist zwar der Ausgangspunkt für den Prozess der Behinderung, determiniert diesen aber nicht – denn welche körperliche

²⁵¹ Vgl. Köbsell: „Gendering Disability“, S. 18

²⁵² Ebd., S. 18

²⁵³ Vgl. Thomson: *Extraordinary Bodies*, S. 19

²⁵⁴ Hirschmann: „Disability as a New Frontier for Feminist Intersectionality Research“, S. 398

²⁵⁵ Vgl. Ebd., S. 398

Beeinträchtigung zu einer Behinderung führt, ist abhängig von historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten.²⁵⁶

Diese Perspektive wurzelt im historischen Materialismus und könnte, laut Corker und Shakespeare, auch als Teil der marxistischen Gegenbewegung zur Moderne und deren zentralen Momenten – Hegemonie des Kapitalismus und Ideologie der Aufklärung – verstanden werden. Wissensbildung und Praktiken dieser Bewegung sind motiviert vom Gedanken der Emanzipation sowie von der Entwicklung oppositioneller Identitätspolitiken.²⁵⁷

Das soziale Modell hat wichtiges geleistet. Auf seiner Grundlage hat die Behindertenbewegung gegen Diskriminierung gekämpft und die Aufteilung in Behinderung und Beeinträchtigung hat den Behinderungsbegriff entmedikalisiert. Zugleich wurde durch diese Division jedoch der beeinträchtigte Körper der Medizin überlassen und ist aus dem Diskurs um Behinderung verschwunden. Basierend auf der dichotomen Einteilung setzte sich ein „körperloser Behinderungsbegriff“ durch.²⁵⁸ Das führte in der deutschen Behindertenbewegung dazu, dass sich die Idee des „Superkrüppels“ manifestierte: „Wer in der Bewegung mitmachen wollte, musste zwar eine Beeinträchtigung haben bzw. die eigene Identität als ‚behindert‘ bezeichnen, ansonsten aber fit sein – Schmerzen und geringe körperliche Belastbarkeit mussten im Zweifelsfall ignoriert werden.“²⁵⁹ Dem gesellschaftlich vorherrschenden Bild des behinderten Menschen als leidenden, abhängigen sollte das Bild kämpferischer, mutiger, aktiver Menschen entgegengesetzt werden. Man könnte die Nichtthematisierung des beeinträchtigten Körpers als Anpassung an die Normen einer Gesellschaft begreifen, in der, mit Turinsky gesprochen, die Bewegung – und damit der Körper – dem „gesellschaftlichen Zweck der Kapitalakkumulation“²⁶⁰ untergeordnet ist. Zugleich zeigt sich auch hier ein Beleg für die Macht, die der Subjektposition des ‚normate‘ innewohnt: „that people often try to fit its description in the same way that Cinderella's stepsisters attempted to squeeze their feet into her glass slipper.“²⁶¹

Dieses Modell hat also gewisse Lücken, wie auch Hirschmann feststellt. Es gibt körperliche Beeinträchtigungen, die Quellen des Leids und der Frustration sein können; und damit behindernd sind, unabhängig vom sozialen Umfeld. Dieses Leid verliert sich aus dem Blickfeld, wenn eine reine Fokussierung auf das Soziale den Körper aus dem Diskurs verdrängt.²⁶²

²⁵⁶ Vgl. Köbsell: „Gendering Disability“, S. 18

²⁵⁷ Vgl. Corker und Shakespeare: „Mapping the Terrain“, S. 3

²⁵⁸ Vgl. Köbsell: „Gendering Disability“, S. 26

²⁵⁹ Ebd., S. 26

²⁶⁰ Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 52

²⁶¹ Thomson: *Extraordinary Bodies*, S. 8

²⁶² Vgl. Hirschmann: „Disability as a New Frontier for Feminist Intersectionality Research“, S. 398

3.1.3. Perspektivenwechsel

In Großbritannien waren es, laut Köbsell, als erstes behinderte Frauen, die auf die Leerstellen des sozialen Modells von Behinderung hingewiesen haben und forderten, im Diskurs für die körperlichen Erfahrungen behinderter Menschen Raum zu schaffen.²⁶³ Diese besonderen Erfahrungen müssen thematisiert werden, denn

„[i]m Gegensatz zu den Körpern von Menschen anderer Minderheiten spielt der beeinträchtigte Körper eine besondere Rolle: Seine Einschränkungen werden auch nach der Überwindung aller gesellschaftlichen Barrieren nicht völlig verschwinden. Einschränkungen durch die Beeinträchtigung – im Hinblick auf Belastbarkeit, auf Schmerzen und evtl. eine verkürzte Lebenserwartung, aber auch z.B. im Hinblick auf Naturerleben – werden auch in der barrierefreiesten und gleichgestellten aller Welten noch vorhanden sein.“²⁶⁴

Gerade weil der beeinträchtigte Körper wichtig bleibt, auch wenn alle gesellschaftlichen Barrieren überwunden werden sollten, darf er im Diskurs der Disability Studies nicht vergessen werden. Er ist untrennbar mit Behinderung verbunden und deshalb muss ihm und den mit ihm gemachten Erfahrungen Bedeutung zuerkannt werden – in einer wertschätzenden Art und Weise. Zwar können diese Erfahrungen für den oder die Einzelne für eine gewisse Zeit Leiden bedeuten, wie Köbsell feststellt; misst man ihnen jedoch einen positiven Wert zu, so würde dies der Pathologisierung und der Abwertung des Lebens mit einer Beeinträchtigung vorbeugen.²⁶⁵ Aber nicht nur die mit dem Körper gemachten Erfahrungen werden vergessen, wenn der Körper keinen Platz im Diskurs um Behinderung hat. Auch die gesellschaftlich-kulturelle Konstruktion von Beeinträchtigungen wird im sozialen Modell von Behinderung nicht analysiert. Das Denken in Dichotomien führt sowohl dazu, dass die Beeinträchtigung als vermeintlich nicht gesellschaftlich hervorgebrachter Teil im Diskurs denjenigen überlassen wird, die nie an der Reduzierbarkeit des Körpers auf seine ‚Natur‘ gezweifelt haben, als auch zu einer Verfestigung der Dichotomie Natur/Kultur.²⁶⁶ Um eine umfassendere Sichtweise auf Behinderung zu gewinnen, ist es nötig, die duale Einteilung in Beeinträchtigung und Behinderung zu überwinden; und sowohl Aspekten des körperlichen Erlebens von Beeinträchtigung und Behinderung als auch der gesellschaftlichen Dimension von Beeinträchtigung, wie der Interaktion von Behinderung und Beeinträchtigung, Raum zu geben.²⁶⁷

Die Disability Studies vertreten – als drittes Modell – eine kulturwissenschaftliche Sichtweise auf Behinderung, die auf ähnlichen Argumenten aufbaut wie die von Butler vorgenommene

²⁶³ Vgl. Köbsell: „Gendering Disability“, S. 25

²⁶⁴ Ebd., S. 27

²⁶⁵ Vgl. Ebd., S. 27

²⁶⁶ Vgl. Ebd., S. 27f.

²⁶⁷ Vgl. Ebd., S. 26

Zerschlagung der sex/gender-Unterscheidung. Hirschmann stellt fest: „This may be seen to parallel feminist arguments over the relationship between sex and gender; if the body is always already social, then sharp lines between the medical and social models cannot be drawn.”²⁶⁸

3.2. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Behinderung

Die Disability Studies sind eine interdisziplinäre Forschungsrichtung, die unter anderem mit soziologischen, historischen und kulturwissenschaftlichen Methoden arbeitet. Im Folgenden geht es mir darum, den Perspektivenwechsel nachzuvollziehen, der von ihnen vorgeschlagen wird. Es muss wohl nicht erwähnt werden, dass es hier keineswegs möglich ist, dies umfassend zu tun. Nichtsdestotrotz soll darauf hingewiesen werden, dass in den kulturwissenschaftlichen Disability Studies des öfteren eine Rückbesinnung auf die Phänomenologie angestrebt wurde – Waldschmidt spricht diesbezüglich vom Eindruck eines phänomenologischen *turns*.²⁶⁹ Ich werde mich jedoch auf eine Darstellung ausgewählter poststrukturalistisch orientierter Ansätze beschränken. Die Frage nach dem als behindert geltenden Körper wird dabei im Mittelpunkt stehen.

3.2.1. Außergewöhnliche Körper

Außergewöhnliche Körper hat es zu jeder Zeit gegeben, aber mit dem gesellschaftlichen Narrativ, in das sie eingebunden sind, variiert auch ihre soziale Stellung. Die Verkörperung von Norm und Abweichung ist, laut Imke Schmincke, prozesshaft und flexibel; dabei ist dieser Prozess immer als Ausdruck bestimmter Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu verstehen. Das heißt auch, dass die Formen von marginalisierten Körpern auf der einen Seite und normalisierten Körpern auf der anderen Seite je nach historischem, gesellschaftlichem und kulturellem Kontext variieren; jedoch tauchen außergewöhnliche Körper immer wieder als bedeutungsvolle Figuren im Diskurs auf.²⁷⁰

Diese Körper, die, wie Thomson schreibt, dem Gewöhnlichen trotzen und das Vorhersehbare ad absurdum führen, haben immer Ängste und Spekulationen hervorgerufen. Sie provozieren die kulturelle Imaginationskraft, scheinen auf andere Arten des Seins zu verweisen und bringen scheinbar unumstößliche Vorstellungen vom Menschlichen ins Wanken. Zugleich sind sie grundlegend für kulturelle Erzählungen, mit denen wir uns die Welt und uns selbst erklären.

²⁶⁸ Hirschmann: „Disability as a New Frontier for Feminist Intersectionality Research“, S. 398f.

²⁶⁹ Vgl. Waldschmidt: „Behinderte Körper“, S. 40

²⁷⁰ Vgl. Schmincke, Imke: „Außergewöhnliche Körper. Körpertheorie als Gesellschaftstheorie“, in: Junge/Schmincke: *Marginalisierte Körper*, S. 11-26, hier S. 9

Der außergewöhnliche Körper ruft reichhaltige, aber auch ängstliche Narrative und Praktiken hervor, die die Konturierungen und Grenzen dessen, was als menschlich gilt, ausloten. Durch seine bloße Präsenz ruft er das Bedürfnis nach Erklärungen und Regulierungen hervor und inspiriert damit Repräsentationen. Mythische Figuren wie Zyklopen, Satyren, Sphinxen, Meerjungfrauen etc. können als Erklärungsversuche des außergewöhnlichen Körpers gedeutet werden. Dieser wurde in der Antike sowohl als Ausdruck der göttlichen Macht als auch als Zeichen für die Fülle und Vielfalt der Natur gedeutet.²⁷¹

Dieses Narrativ, das ungewöhnliche und unerwartete körperliche Erscheinungen erklärt, ändert sich von der Antike zur Moderne. Die kulturelle Resonanz auf außergewöhnliche Körper ist abhängig vom historischen und intellektuellen Umfeld. So wird das antike Narrativ des Wunders durch das moderne Narrativ der Devianz ersetzt: Außerordentlichkeit wird pathologisiert, Offenbarung wird zu Unterhaltung, Staunen zu Horror. Die Deutung des außergewöhnlichen Körpers als Ausdruck des göttlichen Willens wird von säkularen, wissenschaftlich-rationalen Erklärungen abgelöst. Zudem werden Menschen mit Körpern, die nicht der Norm entsprechen, in die Logiken des Marktes integriert. Schon in vorkapitalistischen Zeiten waren Menschen mit außergewöhnlichen Körpern lukrativ für diejenigen, die sie sich angeeignet haben – wie ägyptische Könige, römische Aristokraten, europäische Adelige. Doch von der Mitte des 19. bis ins frühe 20. Jahrhundert ist die Hochzeit der „Freak Shows“, der Ausstellung von Menschen, deren Körper nicht der Norm entsprechen.²⁷² „Enfreakment emerges from cultural rituals that stylize, silence, differentiate, and distance the persons whose bodies the freak-hunters or showmen colonize and commercialize.“²⁷³ Wie Thomson feststellt, werden in den Freak Shows paradoxerweise auf der einen Seite spezifische körperliche Besonderheiten in den Vordergrund gestellt, während zugleich alle diese Besonderheiten unter einer einzigen Kategorie zusammengefasst werden. So wird der „Freak“ als generalisierte körperliche Devianz konstituiert, in den zugleich Geschlecht, Ethnizität, sexuelle Anomalien und Behinderung, eingeschrieben werden. Diese Systeme sind zwar je in bestimmter Art und Weise ausgrenzend, aber unauflösbar miteinander verbunden; legitimiert werden sie alle durch die körperliche Differenz zur gesellschaftlichen Norm.²⁷⁴ „Thus, what we assume to be a freak of nature was instead a freak of culture.“²⁷⁵ Die Ausstellung außergewöhnlicher Körper diente

²⁷¹ Vgl. Thomson, Rosemarie Garland: „Introduction: From Wonder to Error – A Genealogy of Freak Discourse in Modernity“, in: dies. (Hg.): *Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body*, New York/London: New York University Press 1996, S. 1-19, hier S. 1

²⁷² Vgl. Ebd., S. 2f.

²⁷³ Ebd., S. 10

²⁷⁴ Vgl. Ebd., S. 10

²⁷⁵ Ebd., S. 10

der Festigung individueller Identitäten, indem sie die eigene Normalität bestätigten, aber auch der Herausbildung kollektiver Identität.²⁷⁶

„Because such bodies are rare, unique, material, and confounding of cultural categories, they function as magnets to which culture secures its anxieties, questions, and needs at any given moment. Like the bodies of females and slaves, the monstrous body exists in societies to be exploited for someone else's purpose.“²⁷⁷

Einzelne Körper werden politisiert, wenn über sie und die durch sie hervorgerufenen kulturellen Deutungen individuelle sowie nationale Werte und Identitäten ausgehandelt werden. Wie außergewöhnliche Körper gelesen, gedeutet und repräsentiert werden, gibt damit immer auch Aufschluss über die Kultur und Gesellschaft, in der sie situiert sind.²⁷⁸

In der Moderne entwickelt sich der außergewöhnliche Körper vom vormaligen Wunder zum Fehler. Durch die Pathologisierung werden außergewöhnliche Körper auch im medizinischen Diskurs ausgestellt. Wissenschaftliche Diskurse, wie Medizin, Biologie und Anthropologie, produzieren seit dem Ende des 18. Jahrhunderts

„am Körper naturalisierte Vorstellungen von Normalität und Devianz, die dann in konkrete Politik umgesetzt wurden. Unter den mikroskopischen Blicken der sich konstituierenden Wissenschaften wurden soziale Klassifizierungen auf körperliche Merkmale projiziert und diese dann wiederum zur Legitimation sozialer Ungleichheit herangezogen.“²⁷⁹

Ende des 19. Jahrhunderts verschiebt sich die Deutung außergewöhnlicher Körper im Diskurs: Diese stellen nun eine Bedrohung der Gesellschaft dar – als Anomalien im Volkskörper sollen sie durch Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik beseitigt werden.

Dieser kurze historische Abriss zeigt, dass sich die Kategorisierung eines Körpers als außergewöhnlich immer an bestimmten Normen orientiert. Damit sich individuelle sowie kollektive Körper konstituieren, braucht es gesellschaftliche Normen. Doch auch die Norm ist, laut Schmincke, ein historisches Produkt, das Mitte des 18. Jahrhundert erstmals in wissenschaftlichen Texten auftaucht. Vor allem in Diskursen der industriellen Fabrikation, des Militärs, der Pädagogik und besonders der Teratologie spielt sie eine Rolle. Die Teratologie ist eine Strömung der Naturgeschichte innerhalb derer Geoffroy Saint-Hilaire eine Klassifikation ‚monströser Körper‘ vornahm.²⁸⁰ Ihm zufolge weichen diese Körper grundsätzlich von einem Normaltyp ab und sind nicht bloß Variationen von diesem. Das heißt, der Normalismus entwickelte sich aus einer Klassifikation außergewöhnlicher Körper und diesen wurde durch

²⁷⁶ Vgl. Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 14

²⁷⁷ Thomson: „Introduction: From Wonder to Error“, S. 2

²⁷⁸ Vgl. Ebd., S. 2

²⁷⁹ Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 15

²⁸⁰ Vgl. ausführlicher zu einer „Körpergeschichte des Monströsen“: Dederich, Markus: *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies*, Bielefeld: transcript 2007 (= Anne Waldschmidt/Thomas Macho/Werner Schneider/Heike Zirten (Hg.): *Disability Studies: Körper – Macht – Differenz*, Band 2), S. 85-105

die naturwissenschaftliche Vereinnahmung der Status eines Wunders genommen. In der Folge wurden sie als abweichend konstruiert.²⁸¹

Die Norm kann, laut Schmincke, als vergesellschaftender Modus gedacht werden, durch den individuelle wie kollektive Körper in spezifischer Art und Weise sozial hervorgebracht werden.

Sie vermittelt außerdem zwischen individuellen und kollektiven Körpern.²⁸²

„Körper werden nicht einfach äußerlich von Prozeduren und Techniken der Macht geprägt, sondern gesellschaftliche Macht und Herrschaft durchziehen die Körper, sind konstitutiv für die Produktion menschlicher Körper, so wie diese konstitutiv sind für den kapitalistischen Verwertungsprozess.“²⁸³

Diese Beobachtungen zur Norm und Regulation und deren Zusammenwirken, ließen Foucault auf die westlichen Gesellschaften des 20. Jahrhunderts als Normalisierungsgesellschaften schließen.²⁸⁴ Foucault arbeitete heraus, dass die machtvolle Wirkung der Norm auf die Körper eine spezifisch moderne Form der Vergesellschaftung ist. Die Norm diszipliniert nicht nur individuelle Körper, sie reguliert auch die kollektiven Körper. In der kapitalistischen Gesellschaft wird der individuelle Körper als Produktivkraft hervorgebracht und der kollektive Körper „als produktiv zu machendes neues Element der Politik erschlossen.“²⁸⁵ Reguliert wird dieses über Programme, die sich auf die Gesundheit, die Reproduktion, die Mortalität und die Natalität der Bevölkerung richten – die Biomacht. Die Disziplinen unterwerfen die Körper und machen sie zugleich gelehrt. Sie machen sie produktiv für den kapitalistischen Verwertungsprozess und bringen sie als Gegenstand der Humanwissenschaften sowie als moderne Individuen hervor.²⁸⁶ Den behinderten Körper mit Foucault zu denken, heißt, laut Waldschmidt, zu erkennen, „dass behinderte Körper vor allem disziplinierte Körper sind.“²⁸⁷

3.2.2. Disziplinierte Körper

Neben der Theorie des historischen Materialismus und der marxistischen Bewegung ist, laut Corker und Shakespeare, die sogenannte Postmoderne die zweite große Herausforderung an die Moderne. Der Poststrukturalismus liefert dieser – Wissen und Kultur der Aufklärung hinterfragend – die philosophische Basis zur Dekonstruktion des Subjekts. Thematisiert wird hier weniger ökonomische Basis oder die Aneignung der Natur, sondern wie wir inklusive Gesellschaften aufbauen können und welche Rolle Wissen und Wissensgenerierung in diesem

²⁸¹ Vgl. Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 16

²⁸² Vgl. Ebd., S. 18

²⁸³ Ebd., S. 18f.

²⁸⁴ Vgl. Ebd., S. 18

²⁸⁵ Ebd., S. 17

²⁸⁶ Vgl. Ebd., S. 17

²⁸⁷ Waldschmidt: „Behinderte Körper“, S. 36

Prozess spielen.²⁸⁸ Shelley Tremain zufolge lässt sich, unter Verfechter_innen des sozialen Modells von Behinderung, auch eher eine Ablehnung postmoderner beziehungsweise poststrukturalistischer Theorien beobachten – zwar erkläre der soziale Konstruktivismus ideologische und kulturelle Prozesse, die Behinderung konstituieren, nicht aber, warum diese zu bestimmten Zeiten vonstattengehen.²⁸⁹ Wenn man Foucault folgt, dann sei die viel angemessenere und wichtigere Frage jedoch, welche historischen Bedingungen die Möglichkeit für ein Problem in der Gegenwart geschaffen haben und nicht, warum bestimmte Prozesse unter bestimmten historisch-kulturellen Gegebenheiten auftreten und unter anderen nicht, meint Tremain.²⁹⁰ Dass die Foucaultsche Herangehensweise den materiellen Körper auf theoretischer Ebene eliminiere, ist für Tremain weniger eine Kritik, als eines ihrer Ziele – es gälte die Materialität des beeinträchtigten Körper anzufechten.²⁹¹ Denn jede Bezugnahme auf den ‚reinen‘ Körper, ist, wie Butler festgestellt hat, zugleich auch eine Formierung dieses Körpers.²⁹² Wie oben ausgeführt, verneinen weder Foucault noch Butler die Materialität des Körpers, sondern dass diese losgelöst werden kann von den diskursiven Praktiken, die sie hervorbringen. Auch Beeinträchtigung („impairment“) ist kein bloß beschreibender, neutraler Begriff: „[A]s if there could ever be a description which was not also a *prescription* for the formulation of that to which it is claimed innocently to refer.“²⁹³ Da Diskurse, die vorgeben, Phänomene nur zu beschreiben, zu deren Konstruktion beitragen, argumentiert Tremain, „that impairment and its materiality are naturalized *effects* of disciplinary knowledge/power.“²⁹⁴ Aus der Tatsache, dass die Diskursgegenstände der ‚natürlichen Beeinträchtigung‘ und des ‚natürlichen Geschlechts‘ historisch zur gleichen Zeit aufkommen, folgert sie, dass die Beeinträchtigung ebenso wie Geschlecht ein historisches Artefakt von Macht und Wissen ist, das in keiner Weise gegeben oder politisch neutral ist. Doch sowohl Geschlecht als auch Beeinträchtigung zirkulieren im Diskurs als naturgegebene, nicht-historische und damit vordiskursive Angelegenheiten des Körpers, auf die Kultur höchstens aufgedruckt wird. „When we recognize that matter is an *effect* of historical conditions and contingent relations of power, however, we can begin to identify and resist the ones that have material-ized it.“²⁹⁵ In einer an

²⁸⁸ Vgl. Corker und Shakespeare: „Mapping the Terrain“, S. 3

²⁸⁹ Vgl. Tremain, Shelley: „On the Subject of Impairment“, in: Corker/Shakespeare (Hg.): *Disability/Postmodernity*, S. 32-47, hier S. 32

²⁹⁰ Vgl. Ebd., S. 33

²⁹¹ Vgl. Ebd., S. 34

²⁹² Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, S. 33

²⁹³ Tremain: „On the Subject of Impairment“, S. 34

²⁹⁴ Ebd., S. 34

²⁹⁵ Ebd., S. 35

Foucault angelehnten genealogischen Untersuchung zeichnet Tremain die Bedingungen der Materialisierung von Beeinträchtigung nach.

Wie Thomson und Schmincke stellt sie fest, dass der moderne Körper erst im späten 18. Jahrhundert, als Effekt und Objekt medizinischer Untersuchungen, in Erscheinung getreten ist. Die moderne Wahrnehmung des Körpers ist zurückzuführen auf historische Bedingungen, insbesondere Veränderungen im medizinischen Diskurs. Durch klinische Untersuchungen, in denen der medizinische, investigative Blick den Körper fixiert, wird dieser als passives Objekt hervorgebracht. Der Körper ist ab diesem Zeitpunkt der, der wahrgenommen wird. Der medizinische Diskurs schuf zugleich neues Wissen, neue Realität, neue Praktiken und damit neue Objekte. Foucault zufolge bildet diese Objektifizierung des Körpers einen der Pole, um den herum sich ein neues Machtregime konstituiert – die Biomacht.²⁹⁶

„Den disziplinären Machttechniken, die sich auf die individuellen Körper richten, diese im Raum verteilen, organisieren, rationalisieren, gelehrt und nützlich machen, stellen sich Machttechniken zur Seite, die sich auf den Gattungs-Menschen und auf die Bevölkerung beziehen. Diese bezeichnet Foucault als Biopolitik.“²⁹⁷

Dieses Konzept, das die zunehmende Regulierung des Lebens, sowohl des Individuums als auch der Bevölkerung, mit relativ neuen Machttechniken bezeichnet, bestimmen in besonderer Weise auch wissenschaftliche Diskurse mit. Diese sind verknüpft mit Praktiken der Segregation und sozialer Exklusion. „[D]ividing practices categorize, distribute and manipulate subjects who are initially drawn from a rather undifferentiated mass of people.“²⁹⁸ Das Subjekt von dem hier die Rede ist, ist natürlich nicht das rationale, autonome Subjekt der Aufklärung, sondern das Subjekt im Sinne Foucaults, wie in Abschnitt 2.1 beschrieben. Durch Prozesse der Differenzierung und Abspaltung, entweder im Subjekt selbst oder von anderen, wird das Subjekt objektifiziert – als krank oder gesund, verrückt oder zurechnungsfähig, kriminell oder anständig – und sieht sich, als Konsequenz dessen, selbst mit einem wissenschaftlichen Blick. Durch diese objektifizierenden Prozeduren der Differenzierung, fühlen sich Subjekte außerdem einer persönlichen und sozialen Identität zugehörig.²⁹⁹

In diesen, sich seit dem 18. Jahrhundert entwickelnden, neuen Technologien und der damit einhergehenden Objektifizierung des Körpers ist der Aufstieg des Kapitalismus zwar nicht begründet, sie sind aber eng mit diesem verknüpft.³⁰⁰ Die Biomacht, die die Objektifizierung der Körper bewirkt, arbeitet unter anderem mit Technologien der Disziplinierung. „Disciplinary technology is designed to produce a body that is ‘docile’, that is, one which can be subjected,

²⁹⁶ Vgl. Ebd., S. 35

²⁹⁷ Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 18

²⁹⁸ Tremain: „On the Subject of Impairment“, S. 35

²⁹⁹ Vgl. Ebd., S. 36

³⁰⁰ Vgl. Ebd., S. 36

used, transformed and improved.”³⁰¹ Diese neuen Körpertechnologien wollen den Körper nicht zerstören, sondern ihn formen, um seinen Wert zu steigern. „Der disziplinierte Körper ist zugleich immer auch der um seine Nützlichkeit gesteigerte Körper.“³⁰² Sie sind entstanden, um veränderten Anforderungen der politischen Ökonomie und einer zu steigenden Produktivität gerecht zu werden. Ziel ist es, Lebenszeit in Arbeitszeit und Körperkraft in Arbeitskraft zu überführen.³⁰³

„Die Disziplin fabriziert auf diese Weise unterworfenen und geübten Körper, fügsamen und gelehrigen Körper. Die Disziplin steigert die Kräfte des Körpers (um die ökonomische Nützlichkeit zu erhöhen) und schwächt diese selben Kräfte (um sie politisch fügsam zu machen). Mit einem Wort: sie spaltet die Macht des Körpers; sie macht daraus einerseits eine ‚Fähigkeit‘, eine ‚Tauglichkeit‘, die sie zu steigern sucht; und andererseits polt sie die Energie, die Mächtigkeit, die daraus resultieren könnte, zu einem Verhältnis strikter Unterwerfung um. Wenn die ökonomische Ausbeutung die Arbeitskraft vom Produkt trennt, so können wir sagen, dass der Disziplinarzwang eine gesteigerte Tauglichkeit und eine vertiefte Unterwerfung im Körper miteinander verkettet.“³⁰⁴

Die Körpertechnologien bringen damit erst hervor, was gemeinhin als anthropologische Bestimmung des Menschen gehandelt wird: dessen Wesen sei zur Arbeit bestimmt. Foucault zeigt, dass diese Bestimmung des Menschen zur Arbeit erst produziert werden muss; sonst wären die Technologien zur Disziplinierung des Körpers nicht vonnöten.³⁰⁵

Die Macht, die den gelehrigen Körper disziplinieren will, setzt die Handlungsfähigkeit des Subjekts voraus. Dessen Eingebundenheit in die Macht und die (vermeintliche) Freiwilligkeit seiner_ihrer Handlungen ermöglichen die Formierung hegemonialer Machtstrukturen. Wie oben mit Butler gezeigt, wirkt diese Eingebundenheit in die Macht auch auf psychischer Ebene; wir verinnerlichen die Norm und verkörpern sie in weiterer Folge. Für das erfolgreiche Wirken der Normalisierung, die eine zentrale Komponente des Regimes der Biomacht ist, ist diese Verinnerlichung wesentlich.

Technologien der Normalisierung kreieren, klassifizieren und kontrollieren Anomalien im Volkskörper. Sie isolieren diese, um sie mit therapeutischen und korrektiven Strategien anderer, mit der Normalisierung verknüpfter, Technologien normalisieren zu können.³⁰⁶ Da der marginalisierte Körper in modernen Gesellschaften immer zugleich der zu normalisierende Körper ist, sind behinderte Menschen den Disziplintechniken in besonderer Weise

³⁰¹ Ebd., S. 36

³⁰² Waldschmidt: „Behinderte Körper“, S. 35

³⁰³ Vgl. Ruoff, Michael: „Körpertechnologien“, in: ders.: *Foucault-Lexikon. Entwicklung – Kernbegriffe – Zusammenhänge*, Paderborn: Fink 2007, S. 143 – 145, hier S. 143f.

³⁰⁴ Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977 (Orig. *Surveiller et punir. La naissance de la prison*, Editions Gallimard 1975), S. 177

³⁰⁵ Vgl. Ruoff: „Körpertechnologien“, S. 144

³⁰⁶ Vgl. Tremain: „On the Subject of Impairment“, S. 37

unterworfen. Im Dispositiv der Behinderung wirken, laut Waldschmidt, alle fünf Verfahren der Disziplinarmacht, wie Foucault sie in *Überwachen und Strafen* beschrieben hat:

„Zum einen werden Körper, um sie als behindert etikettieren zu können, laufend mit anderen Körpern *verglichen*, z.B. in Intelligenztest und medizinischer Diagnostik; auch werden sie *differenziert*, nämlich als unterschiedlich – leistungs- und erwerbsgemindert, förder- und hilfsbedürftig – eingestuft; des Weiteren werden sie – z.B. nach dem sozialrechtlich festgelegten ‚Grad der Behinderung‘ – in eine *hierarchisierende* Rangordnung eingegliedert; außerdem werden sie in *homogene* Gruppen – der geistig, körperlich oder psychisch Behinderten etc. – eingeteilt und schließlich werden sie *exkludierenden* Strategien unterworfen, in Sonderschulen, Wohnheimen und Behindertenwerkstätten untergebracht.“³⁰⁷

Die Operationen der Disziplinarmacht arbeitet Foucault in seiner Untersuchung des Strafsystems heraus. Dieses wirkt, mittels Vergleich, Differenzierung, Hierarchisierung, Homogenisierung und Ausschließung, „*normend, normierend, normalisierend*.“³⁰⁸ Zwar ist als behindert zu gelten kein Verbrechen; aber behinderte Menschen werden kategorisiert, normiert und normalisiert – mittels medizinischer Diagnostik und rehabilitativen Praktiken. Diese sorgen für „ihre möglichst reibungslose Eingliederung in Kommunikations-, Konsumtions- und Produktionsabläufe, kurz, für ihre Ein- und Anpassung an eine ‚nichtbehinderte‘ Ordnung.“³⁰⁹ Dabei haben die Disziplinen, die für die Inkludierung behinderter Menschen in die Gesellschaft sorgen sollen, laut Waldschmidt, Gegenstände wie Körperbehinderung oder Lernbehinderung erst erzeugt. Spezialdiskurse wie Medizin, Psychologie, Heil- und Sonderpädagogik sowie diagnostischer, klassifikatorischer, therapeutischer und rehabilitativer Praktiken haben Behinderung als soziales Problem überhaupt erst hervorgebracht.³¹⁰ Behinderung mit Foucault zu denken, heißt also nicht nur zu erkennen, dass der behinderte Körper vor allem ein disziplinierter Körper ist. Auch wird deutlich, dass klar definierbare und damit verkörperte Differenzen erst entstehen können, wenn sich bestimmte Strukturen des Wissens, Denkens und Deutens gesellschaftlich etabliert haben.³¹¹

Im Zuge bestimmter normalisierender Technologien muss das Subjekt sich mit externen Institutionen oder Autoritäten austauschen; diese sind leicht als normalisierend zu erkennen. Jedoch funktionieren disziplinierende Technologien, die ihren disziplinierenden Charakter verbergen, besonders gut. Die Selbstbeobachtung die sie hervorrufen und die nötig ist, um in ihnen eingebunden zu sein, führt dazu, dass alle ihre Intentionen und Zwecke das persönliche Begehren und die Individualität des Subjekts auszudrücken scheinen.³¹²

³⁰⁷ Waldschmidt: „Behinderte Körper“, S. 36

³⁰⁸ Foucault: *Überwachen und Strafen*, S. 236

³⁰⁹ Waldschmidt: „Behinderte Körper“, S. 37

³¹⁰ Vgl. Ebd., S. 36

³¹¹ Vgl. Ebd., S. 35f.

³¹² Vgl. Tremain: „On the Subject of Impairment“, S. 37

„Indeed, an especially insidious aspect of normalizing technologies is that the power of the state to produce an ever-expanding and increasingly totalizing web of social control is inextricably intertwined with, and dependent upon, its capacity to generate an increasing specification of individuality in this very way. [...] Put directly, ‘the great complex idea of normality’ has become the means through which to identify subjects and make them identify themselves in ways that make them governable. [...]”³¹³

Die Macht wird hier individualisiert, sie wird auf und in das Subjekt übertragen, führt zu Selbstbeobachtung und Selbstmanagement.

Wendet man Foucaults Argument, dass moderne Machtstrukturen die Subjekte produzieren, die sie in der Folge repräsentieren, auf die Voraussetzung des sozialen Modells von Behinderung – die als vordiskursiv konstruierte Beeinträchtigung – an, dann scheinen, wie Tremain feststellt, Subjekte produziert zu werden, die Beeinträchtigungen ‚haben‘, da diese Identitätskategorie gewissen Anforderungen zeitgenössischer politischer Verhältnisse entspricht. Somit ist die Identität des Subjekts des sozialen Modells von Behinderung in Abstimmung mit Machtstrukturen konstituiert, die die Bewegung an und für sich angreifen will. Diese Machtstrukturen werden aber unwillkürlich fortgeschrieben, wenn die Berechtigung in der, an Bedürfnisse zeitgenössischer politischer Konfigurationen angepassten, Identität begründet wird.³¹⁴ Den disziplinierenden Charakter dieser Identitätskategorie freizulegen, wäre, laut Tremain, die Aufgabe kritischer Disability Studies.³¹⁵ Wie in Abschnitt 2.1 beschrieben, geht Foucault davon aus, dass die Macht alles durchzieht und es kein Außerhalb der Macht gibt; zugleich existiert die Macht nicht ohne die Möglichkeit zum Widerstand, zur Verweigerung. Da sie sich im Subjekt fortsetzt, wird dieses mit Handlungsfähigkeit und damit auch mit der Fähigkeit zur Subversion ausgestattet. Die Behindertenbewegung sei ein Beispiel für die von der Macht selbst geschaffenen Widerstandspotentiale; die, von disziplinierenden Machtstrukturen, hervorgebrachten Subjekte haben sich politisiert – angetrieben vom der Bewegung zugrunde liegenden sozialen Modell von Behinderung.³¹⁶ Jedoch sind die Möglichkeiten der Subversion begrenzt, solange diesem Modell gefolgt wird. Denn sie bewegen sich innerhalb dessen, was Foucault als Polymorphismus des Liberalismus bezeichnet hat: die Fähigkeit des Staates sich ständig in selbstkritischer Art und Weise umzugestalten. Der moderne, liberale Staat rechnet nicht nur damit, dass bestimmte soziale Gruppen auf Basis einer bestimmten Identitätskategorie Ansprüche erheben, auch hängt seine Ausdehnung davon ab.³¹⁷

³¹³ Ebd., S. 37; Tremain bezieht sich hier auf: Rabinow, Paul (Hg.): *The Foucault Reader*, New York: Pantheon Books 1984 und zitiert: Rajchman, John: *Truth and Eros: Foucault, Lacan, and the Question of Ethics*, New York: Routledge 1991, S. 104; beide zitiert nach Tremain: „On the Subject of Impairment”

³¹⁴ Vgl. Tremain: „On the Subject of Impairment“, S. 42

³¹⁵ Vgl. Ebd., S. 44

³¹⁶ Vgl. Ebd., S. 44

³¹⁷ Vgl. Ebd., S. 44

Denn was letztendlich gefordert wird, ist ja gerade die Integration in hegemoniale Machtstrukturen. Jedoch stellt Thomson, in Bezug auf die Einbindung behinderter Menschen in kapitalistische Prozesse – aufgrund der Kräfte und Bedürfnisse des Marktes – zurecht fest: „In a democracy, to reject this paradoxical liberty is one thing; not to be granted it is another.“³¹⁸ Inklusion muss prinzipiell also gewährleistet sein.

Identitätspolitik führen, wie mit Butler in Abschnitt 2.3 ausgeführt, unweigerlich zu exkludierenden und hierarchischen Strukturen. Beeinträchtigungen dürfen, laut Tremain, folglich nicht länger als essentielle, biologische Eigenheiten eines ‚wirklichen‘ Körpers dargestellt werden, die im gesellschaftlichen Kontext zu einer Behinderung führen. Vielmehr müssten sie begriffen werden als die materialisierten Effekte von disziplinierenden Wissen/Macht-Systemen.

„As effects of an historically specific political discourse – biopower – impairments are materialized as unitary and universal attributes of subjects through the iteration and reiteration of rather culturally specific regulatory norms and ideals about human function and structure, competency, intelligence and ability [...]. As universalized attributes of subjects, furthermore, impairments are naturalized as an interior identity or essence on which culture acts in order to camouflage the historically contingent power relations that materialized them as natural [...].“³¹⁹

Indem die Geschichtlichkeit der Materie, in die sich Diskurse und Machtverhältnisse eingeschrieben haben, verborgen bleibt, werden Beeinträchtigungen als natürliche Eigenschaften konstruiert. Und so wie Butler zu dem Schluss kommt, dass sex immer schon gender gewesen ist³²⁰, stellt Tremain fest: „[I]mpairment has been disability all along.“³²¹ Disziplinartechniken produzieren Beeinträchtigung als vordiskursive Gegebenheit, um ihre Regulierungsmacht in der Folge zu vervielfachen. Durch performative Akte wird die Beeinträchtigung hervorgebracht – sie existiere nicht vor oder unabhängig von den sie konstituierenden performativen Realisierungen. Die Behauptung, der Diskursgegenstand Beeinträchtigung sei die Verkörperung eines ‚natürlichen‘ Defizits, verbirgt, dass die konstitutiven Machtstrukturen, die ihn definieren und umreißen, bereits die Möglichkeiten seiner Reifizierung abgegrenzt haben.³²² Vielmehr ist davon auszugehen, dass die Kategorie

³¹⁸ Thomson, Rosemarie Garland: „Integrating Disability, Transforming Feminist Theory“, in: *NWSA Journal*, Vol. 14 No. 3, Fall 2002, S. 1-32, hier S. 24

³¹⁹ Tremain: „On the Subject of Impairment“, S. 42; Tremain bezieht sich hier zuerst auf: Amundson, R.: „Against normal function“, in: *Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences*, 31c, 2000, S. 33-35; dann auf: Abberley, P.: „The concept of oppression and the development of a social theory of disability“, in: *Disability, Handicap and Society*, 2(1) 1987, S. 5-19 sowie auf: Thomas, C.: *Female Forms: Experiencing and Understanding Disability*, Buckingham and Philadelphia: Open University Press 1999; alle zitiert nach Tremain: „On the Subject of Impairment“

³²⁰ Vgl. Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991 (Orig. *Gender Trouble. Feminism and the subversion of identity*, New York: Routledge 1990), S. 26

³²¹ Tremain: „On the Subject of Impairment“, S. 42

³²² Vgl. Ebd., S. 42f.

der Beeinträchtigung aufkam und weiterbesteht, um das Disziplinierungsregime zu legitimieren, das sie überhaupt erst hervorgebracht hat. Es sind besonders Spezialdiskurse, die konkrete Gegenstände – wie Beeinträchtigung – hervorbringen. Die hervorgebrachten Gegenstände materialisieren sich in der sozialen Praxis, in Interaktionen, und entfalten so eigene Logiken und Wirklichkeiten. „In diesem Sinne sind Diskurse gesellschaftliche Praktiken und die gesellschaftliche Wirklichkeit ist immer auch eine diskursive Konstruktion.“³²³ Ebenso wie der medizinische Diskurs tragen – öffentliche wie private – Verwaltung und Administration von Beeinträchtigung, wie beispielsweise die in Abschnitt 1.3.1 angesprochene *ICF*, zu ihrer Naturalisierung und Materialisierung bei.³²⁴ Die Materialisierung führt zu ganz konkreten, materiellen Folgen für behinderte Menschen: vermehrte medizinische Eingriffe, niedriger sozioökonomischer Status, segregierte Beschulung, erschwerter Zugang zum Arbeitsmarkt, erhöhte Armutsgefährdung, Institutionalisierung und gesellschaftliche Isolierung.³²⁵

3.2.3. Marginalisierte Körper

Warum aber werden bestimmte Körper marginalisiert, wenn die Norm zunächst alle Körper gleichermaßen vergesellschaftet? Und wie kann zwischen normalisierten und marginalisierten Körpern unterschieden werden? Die Figur des_der Ausgeschlossenen verändert sich mit historischen und kulturellen Gegebenheiten, aber ihre Funktion bleibt dieselbe: Als konstitutives Außen stabilisiert sie die Norm und trägt zu deren Aufrechterhaltung bei.³²⁶ Wir erinnern uns, dass dieses Außen nicht als außerhalb des Diskurses liegender Ort gedacht werden kann, sondern sich vielmehr an dessen Rand befindet. Behinderung und Nichtbehinderung können sich nur in Relationen konstituieren, wobei die Ränder das Zentrum definieren³²⁷. Dabei wird der marginalisierte Körper immer als der zu normalisierende Körper gedacht.

„D.h. konkret, dass die regulative Norm, entsprechend den jeweiligen gesellschaftlichen Erfordernissen wie beispielsweise der Reproduktion von Arbeitskraft in der kapitalistischen Gesellschaft, normalisierte wie davon abweichende Körper hervorbringt. Das heißt aber auch, dass neben starren flexible Normen existieren, die variieren und in deren Einzugsgebiet sich alle Körper nach Möglichkeit versammeln.“³²⁸

Welche flexiblen Normen bringen nun in neoliberalen Gesellschaften marginalisierte Körper hervor? Ob die „Gesamtökonomie der Macht in unseren Gesellschaften dabei ist, zur

³²³ Waldschmidt: „Behinderte Körper“, S. 34

³²⁴ Vgl. Tremain: „On the Subject of Impairment“, S. 42f.

³²⁵ Vgl. Waldschmidt: „Behinderte Körper“, S. 37

³²⁶ Vgl. Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 19

³²⁷ Vgl. Thomson: „Integrating Disability, Transforming Feminist Theory“, S. 6

³²⁸ Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 19

Sicherheitsordnung zu werden“³²⁹ und sich die Normalisierungsgesellschaft folglich zu einer Sicherheitsgesellschaft wandelt, fragt Foucault in einer Vorlesung am Collège de France. Schmincke greift diese Überlegung auf und erweitert, anderen Theoretiker_innen folgend, den Begriff der Sicherheitsgesellschaft um den der Kontrollgesellschaft. Mehrere zeitgenössische Arbeiten gingen davon aus, dass sich in spätkapitalistischen Gesellschaften eine grundsätzliche Transformation des Sozialen ereigne. Als neue gesellschaftliche Norm setze sich nicht die Einschließung, sondern vielmehr die Modulation durch. Gesellschaften würden sich nicht mehr durch Integration, sondern durch Spaltungen und Exklusion konstituieren. Das heißt, statt Gruppen, die für den allgemeinen Verwertungsprozess keinen „Nutzen“ haben, auszubeuten, werden diese ausgegrenzt.³³⁰

Die Gesellschaft formiere sich entlang der neuen Leitdifferenz Sicherheit/Gefahr; wobei unter der Prämisse der Sicherheit nicht bloß abweichendes Verhalten sanktioniert werden soll. Vielmehr diene diese dazu, die soziale Ordnung (wieder-)herzustellen und die Gesellschaft zu strukturieren. Die Depersonalisierung des Verdachts und die damit einhergehende Kontrolle von inneren und äußeren Räumen, die urbane Segregation und die funktionale Integration von Sicherheit in Alltagspraktiken, wie beispielsweise die digitale Datenerfassung, dienen Aldo Legnaro³³¹, von dem diese These stammt, als Belege.³³²

Michalis Lianos und Mary Douglas³³³ weisen darauf hin, dass die automatisierte Technik, wie etwa die Überwachung durch Videokameras, zunächst alle Individuen in gleicher Weise trifft. Das führe zu einem veränderten Verhältnis von Norm und Abweichung. Gefährlichkeit werde – als Gegensatz zur Sicherheit – „vor allem über die automatisierte sozio-technische Umwelt institutionalisiert und reproduziert“³³⁴. Normen, die Inklusion und Exklusion regulieren, sind damit schon in die technische Apparatur eingeschrieben. Das Bewusstsein von Abweichung ist unabhängig von tatsächlich vorhandenem abweichendem Verhalten ständig gegeben. Damit integriere die ständige Überwachung und Kontrolle dieses Bewusstsein in die Norm.³³⁵

Dieses Bewusstsein ist jedoch keine Entwicklung, die erst mit der technischen Apparatur gegeben ist, wie an Foucaults Lesart des Panopticons deutlich wird. Das von Jeremy Bentham

³²⁹ Foucault, Michel: *Geschichte der Gouvernementalität. 1. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung: Vorlesung am Collège de France 1977-1978*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004, S. 26; zitiert nach: Schmincke:

„Außergewöhnliche Körper“, S. 18

³³⁰ Vgl. Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 22

³³¹ Vgl. Legnaro, Aldo: „Konturen der Sicherheitsgesellschaft: Eine polemisch-futurologische Skizze“, in: *Leviathan H2*, 1997, S. 271-284, zitiert nach: Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“

³³² Vgl. Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 22f.

³³³ Vgl. Lianos, Michalis/Mary Douglas: „Dangerization and the End of Deviance. The Institutional Environment“, in: *The British Journal of Criminology* 2000/40, S. 261-278, zitiert nach: Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“

³³⁴ Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 23

³³⁵ Vgl. Ebd., S. 23

entwickelte Gebäude zeichnet sich durch seine besondere Architektur aus. Vom Wachturm in der Mitte kann ein_e einzeln_e Aufseher_in alle, in einem ringförmigen Gebäude um den Turm gelegenen, Zellen überwachen. „Jeder Käfig ist ein kleines Theater, in dem jeder Akteur allein ist, vollkommen individualisiert und ständig sichtbar“, schreibt Foucault; und weiter: „Die Sichtbarkeit ist eine Falle.“³³⁶ Denn die Eingesperrten wissen, dass sie zu jeder Zeit gesehen werden können, sehen aber selber weder die Mitgefangenen noch die Aufsehenden. Sie sind damit Objekte einer Information, aber niemals Subjekte in einer Kommunikation.³³⁷ Die Macht wirkt durch ihre eigene Unsichtbarkeit permanent; sie wird von den Häftlingen in ihr Verhalten integriert. „Diese Anlage ist deswegen so bedeutend, weil sie die Macht automatisiert und entindividualisiert.“³³⁸ Während sich das Prinzip der Macht von einer einzelnen Person auf eine Apparatur verlagert, wird das Kollektiv der Gefangenen in vereinzelte Individuen zerlegt.³³⁹ Wer hier aus welchem Grund überwacht, spielt im Panopticon keine Rolle mehr; und je diverser und zahlreicher die Verkörperungen der Macht sind, desto beunruhigender ist dies für die Häftlinge. „Das Panopticon ist eine wundersame Maschine, die aus den verschiedensten Begehrungen gleichförmige Machtwirkungen erzeugt.“³⁴⁰ Unschwer zu erkennen, dass dieses Modell die moderne Normalisierungsgesellschaft widerspiegelt:

„Derjenige, welcher der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiß, übernimmt die Zwangsmittel der Macht und spielt sie gegen sich selber aus; er internalisiert das Machtverhältnis, in welchem er gleichzeitig beide Rollen spielt; er wird zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung.“³⁴¹

Bevölkerungsgruppen, die aufgrund von Ethnie, Alter, sozioökonomischer Stellung etc. marginalisiert sind, werden in der Kontrollgesellschaft als gefährliche Gruppen konstruiert. Sie werden durch Kontrolle des (urbanen) Raums – wie beispielsweise der Privatisierung öffentlicher Räume oder der Vertreibung von Obdachlosen, Drogenkonsument_innen und Sexarbeiter_innen aus dem (inner-)städtischen Raum – segregiert und ausgeschlossen.³⁴²

Automatisierte Technik und die Kontrolle des Raumes sind also kennzeichnend für die Kontrollgesellschaft. Wobei, wie Schmincke feststellt, die Sichtbarkeit von Körpern das Kriterium für den Ausschluss darstellt; sowohl bei der technischen Überwachung als auch bei der Kontrolle durch Sicherheitspersonal. Abweichende äußere Erscheinung oder abweichende Körperpraktiken führen zu Stigmatisierung, Exkludierung und Marginalisierung. Die marginalisierten Körper verkörpern dann die Angst vor Ausschluss und dem damit

³³⁶ Foucault: *Überwachen und Strafen*, S. 257

³³⁷ Vgl. Ebd., S. 257

³³⁸ Ebd., S. 259

³³⁹ Vgl. Ebd., S. 258

³⁴⁰ Ebd., S. 260

³⁴¹ Ebd., S. 260

³⁴² Vgl. Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 23

zusammenhängenden sozialen Abstieg. Sie werden folglich als bedrohlich wahrgenommen.³⁴³ „This fear of the disabled other is so powerful because it is fear of the self, for anyone could become disabled at any moment [...].“³⁴⁴ Die Angst davor, marginalisiert zu werden, stabilisiert das Funktionieren der Norm, „einer flexiblen Norm der Modulation, an der sich möglichst unauffällige, konforme Körper ausrichten.“³⁴⁵ Diese Normen verfestigen wiederum hegemoniale Diskurse im Neoliberalismus, die Verantwortung und gesellschaftlich verursachte Unsicherheiten und Risiken individualisieren. Auch die Konstruktion von Risikogruppen beziehungsweise Risikokörpern – präziser formuliert, Körpern, die gesundheitspolitisch als Sand im Getriebe des reibungslosen Verwertungsprozesses gelten – tragen zur Absicherung dieser Diskurse bei. „Wenn das zeitgenössische Narrativ als eines von Sicherheit und Gefahr beschrieben werden kann, in dem sich gesellschaftliche Ängste und Teilungen codieren, dann sind die ‚gefährlichen‘ Körper die außergewöhnlichen Körper von heute.“³⁴⁶

Die Prämisse der Kontrolle ist nicht nur auf Ebene kollektiver Körper, sondern ebenso auf der individuell-körperlichen Ebene gültig. Denn der kontrollierbare Körper, „der durch seine festen Grenzen gegenüber den anderen Körpern und gegenüber der Welt der Objekte definiert ist und sich als unabhängig erfährt“³⁴⁷, ist immer noch gültiges Ideal in westlichen Gesellschaften, wie Anja Tervooren feststellt. Ebenso wie in der Hervorbringung (normalisierter) kollektiver Körper ist der Ausschluss des behinderten Körpers auch in der Subjektbildung zentral. Da Behinderung und Nichtbehinderung nur in Relation gedacht werden können, sei die Frage, wie sich ein behinderter Körper konstituiert nicht zu stellen, ohne der Frage, wie sich ein nichtbehinderter Körper konstituiert.³⁴⁸ Um diesen Prozess zu erklären, rekurriert Tervooren auf Lacans Theorie des Spiegelstadiums.³⁴⁹

Nach Lacan wird die körperlich bedingte Abhängigkeit, die für den Menschen konstitutiv ist, ins Unbewusste verdrängt. Schlüsselereignis für diese Verdrängung ist der Moment, in dem das Kind, im Alter von sechs bis achtzehn Monaten, sich selbst beziehungsweise sein eigenes Bild im Spiegel erkennt. Das Kind ist, anders als Tierjungen, sehr lange auf Bezugspersonen angewiesen und hat eine unvollständige Wahrnehmung des eigenen Körpers. Im Spiegel jedoch

³⁴³ Vgl. Ebd., S. 23f.

³⁴⁴ Hirschmann: „Disability as a New Frontier for Feminist Intersectionality Research“, S. 402

³⁴⁵ Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 24

³⁴⁶ Ebd., S. 24

³⁴⁷ Tervooren, Anja: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit. Körper und Behinderung“, in: Lutz, Petra/Thomas Macho/Gisela Staupe/Heike Zirden (Hg. für die Aktion Mensch und die Stiftung Deutsches Hygiene-Museum): *Der [im-]perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*, Köln: Böhlau 2003, S. 280-292, hier S. 282

³⁴⁸ Vgl. Ebd., S. 283

³⁴⁹ Vgl. Lacan, Jacques: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint“, in: ders.: *Schriften I*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1975, S. 63-70; zitiert nach: Tervooren: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit“

nimmt es ein einheitliches Bild von sich selbst wahr und damit die Reifung seiner eigenen Macht vorweg. Die ganzheitlichen Körperbilder, die das Kind nun wahrnehmen kann, führen zu einer imaginierten Einheit und Kontrolle über den eigenen Körper; das Gefühl des Unbehagens, der Abhängigkeit und des Mangels, für immer von der Mutter – oder, allgemeiner ausgedrückt, der primären Bezugsperson – getrennt zu sein, werden von dem Gefühl der Einheit und Kontrolle verdrängt.³⁵⁰ Das Spiegelstadium dient Lacan als Metapher für „die Illusion der Unabhängigkeit und Macht, der sich auch das erwachsene Subjekt angesichts seiner grundlegenden Abhängigkeit vom anderen hingibt.“³⁵¹ Das Verhältnis des Kindes zum eigenen Spiegelbild wird zum Muster aller späteren Identifikationen.

„Die Verkenning ist damit dem Sich-Erkennen von Anfang an inhärent. Subjektivität konstituiert sich nach Lacan über das existentielle Verwiesensein des Einzelnen auf den anderen. Es bleibt lebenslang strukturbildend, wird jedoch ins Unbewusste verdrängt.“³⁵²

Das Ich bildet sich also über die Projektion eines ganzen Körpers sowie über die Ausschließung des zerstückelten Körpers. Dieser taucht jedoch in Krisenzeiten wieder auf und ist folglich allen Menschen vertraut. Der zerstückelte Körper assoziiert, laut Tervooren, den behinderten, alten oder kranken Körper.³⁵³ Der behinderte Körper führe den verdrängten, zerstückelten Körper vor Augen, meint auch Lennard Davis: „the disabled body is a direct *imago* of the repressed fragmented body. The disabled body causes a kind of hallucination of the mirror phase gone wrong.“³⁵⁴ Gelingt es jedoch den zerstückelten Körper zu unterdrücken, dann verschwindet die reale Zerrissenheit des Subjekts hinter eingebildeter physischer und psychischer Ganzheit sowie der Illusion von Selbstkontrolle und Unabhängigkeit. „Der ‚normale‘ Körper ist stets ein Phantasma, ein imaginierter ‚ganzer‘ Körper.“³⁵⁵ Die Illusion – beziehungsweise Norm – des ganzen Körpers wirkt sich konkret auf das Leben und das Körper-erleben behinderter Menschen aus. So dienen Prothesen oft weniger funktionalen Zwecken als ästhetischen – im Sinne der (Wieder-)Herstellung einer imaginierten Ganzheit.³⁵⁶ „Prosthetic masking“ nennen das Sharon L. Snyder und David T. Mitchell.³⁵⁷

³⁵⁰ Vgl. Tervooren: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit“, S. 284

³⁵¹ Ebd., S. 284

³⁵² Ebd., S. 284

³⁵³ Vgl. Ebd. S. 285

³⁵⁴ Davis, Lennard J.: *Enforcing Normalcy: Disability, Deafness and the Body*, New York: Verso 1995, S. 139; zitiert nach: Samuels: „Critical Divides“, S. 70

³⁵⁵ Tervooren: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit“, S. 285

³⁵⁶ Vgl. Tervooren: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit“, S. 285, Fußnote 7 sowie Snyder/Mitchell: „Re-engaging the Body“, S. 383

³⁵⁷ Snyder/Mitchell: „Re-engaging the Body“, S. 368

Lacans Modell zeige, wie sich „die Wahrnehmung der Umwelt, die Angst um den eigenen Körper und die Hervorbringung gesellschaftlicher Strukturen“³⁵⁸ gegenseitig in der Bildung des Körpers bedingen, doch bleibe ungeklärt woher die Angst vor Zerstückelung eigentlich kommt. Laut Tervooren nimmt Lacan diese als gegeben und schreibt sie damit quasi als natürliche Erscheinung fort. Er affirmiere damit die Hierarchie zwischen den Ideen des ganzen und des zerstückelten Körpers und stelle eine Störung fest, wo nur eine Besonderheit des menschlichen Lebens – die Angewiesenheit des Menschen auf andere, die sich aus dessen Sozialität ergibt – beschrieben werden müsse.³⁵⁹

Julia Kristeva hat Lacans Theorie erweitert, „[u]m das ständige Oszillieren zwischen Macht und Ohnmacht, Abhängigkeit und Unabhängigkeit als selbstverständlichen Bestandteil des menschlichen Lebens anzuerkennen.“³⁶⁰ Mit der Theorie des Abjekts³⁶¹ legt sie dar, wie Menschen mit der Abhängigkeit von anderen umgehen und schließt diese in die Subjektkonstitution mit ein. Das Kind verliert, wie Tervooren schreibt, mit der Geburt das Gefühl der Einheit; davor kennt es keinen Mangel, da alle seine Bedürfnisse über den Körper der Mutter erfüllt werden. Diese Einheit ist nicht wiederzuerlangen und bleibt ständige Sehnsucht des Subjekts. Nach der Geburt kann das Kind noch keine Grenzen ziehen zwischen Subjekt und Objekt, dem eigenen und dem fremden Körper. Es erlebt sich selbst, den Körper der Mutter und ihre Umgebung als zusammenhängend. Aber von Anfang an ist es Ambivalenzen ausgesetzt: der Anwesenheit und Abwesenheit der Mutter, dem Wunsch mit ihr zu verschmelzen und dem Wunsch sich von ihr abzugrenzen. Diese Ambivalenzen und die eigene Hilflosigkeit versucht das Kind zu bewältigen.³⁶² „Der ‚zerstückelte Körper‘ – im weiteren Sinne also der abhängige Körper – lässt sich nicht verwerfen, da er inhärenter Bestandteil der Subjektkonstitution und des Subjektstatus ist.“³⁶³ Jeder Versuch die Abhängigkeit zu leugnen scheitert, da ein Teil des Subjekts selbst verleugnet werden müsste. Deshalb bildet sich gleichzeitig mit der Entwicklung des Ichs das Abjekt heraus. Das Kind strebt, bevor es ein Gefühl für das eigene Ich gebildet hat, nach der Trennung von der Mutter. Auf körperlicher Ebene lässt sich diesem Streben Ausdruck verleihen, indem das Kind die Nahrung, die es von den Eltern empfängt, zurückweist, also ausspuckt. Mit dem Ausspucken realisiert das Kind den ersten Schritt der Trennung von den Eltern und zur Entwicklung als

³⁵⁸ Tervooren: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit“, S. 285

³⁵⁹ Vgl. Ebd., S. 285

³⁶⁰ Ebd., S. 286

³⁶¹ Vgl. Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990; zitiert nach: Tervooren: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit“

³⁶² Vgl. Tervooren: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit“, S. 286

³⁶³ Ebd., S. 286

selbstständiges Wesen.³⁶⁴ Da sich diese Zurückweisung vor der Setzung des Ichs vollzieht – das Kind also noch nicht zwischen Subjekt und Objekt, innen und außen differenziert – hat aber der abgetrennte Teil keinen Objektstatus: „Das Abjekt ist nicht klar umgrenzt, vielmehr verweist es stets erneut auf Grenzziehungen, auf Durchbrechungen und Verschiebungen von Grenzen.“³⁶⁵ Weil ihm das Gefühl für Differenzierung fehlt, weist das Kind auch sich selbst zurück, wenn es ausspuckt. Deshalb ist das Ausspucken sowohl mit Faszination als auch mit Abwehr verbunden. Während der ganze und der zerstückelte Körper sich strikt entgegen gesetzt sind, geht das Abjekt, laut Tervooren, darüber hinaus. Es ist nicht, wie der zerstückelte Körper bloß bedrohlich, sondern übt eine starke und ambivalente Anziehung aus.³⁶⁶

3.2.4 Verkörperte Differenz

Der Körper ist auf zweifache Weise in die Gesellschaft eingebunden. Er wird von dieser produziert, geformt, geprägt und zugerichtet; zugleich produziert er aber diese Gesellschaft auch selbst. Er ist also nicht bloß passives Objekt gesellschaftlicher Einschreibungen, er ist aktiv an Interaktionen beteiligt und bildet die „Basis menschlichen Handelns“³⁶⁷. Körper stellen die soziale Ordnung (wieder) her und stabilisieren sie; sie produzieren soziale Wirklichkeit. Die Sozialität des Körpers trägt, laut Imke Schmincke, nicht dazu bei körperliche Unterschiede zu nivellieren, „im Gegenteil diese werden in besonderer Weise sozial aufgeladen.“³⁶⁸ So werden in den gesellschaftlichen Prozessen, die die Körper produzieren, bestimmte Körper marginalisiert, während andere Körper normalisiert werden. Jede Gesellschaft bringt außergewöhnliche Körper hervor, denn die soziale Ordnung wird anhand körperlich markierter Differenzen stabilisiert. Körperliche Praktiken produzieren und reproduzieren diese gesellschaftlichen Prozesse.³⁶⁹ Die körperlich markierten Differenzen werden dann zur verkörperten Differenz.

Behinderung ist ein Typus von Abweichung, der im höchsten Maße verkörpert ist.³⁷⁰ Noch ist jedoch die Frage offen, wie die Verkörperung von Behinderung zu denken ist. Den Begriff der verkörperten Differenz übernehme ich von Anne Waldschmidt, die ihn, anknüpfend an die in den Disability Studies gebräuchliche Bezeichnung „embodied difference“, verwendet.

³⁶⁴ Vgl. Ebd., S. 286f.

³⁶⁵ Ebd., S. 287

³⁶⁶ Vgl. Ebd., S. 287

³⁶⁷ Schmincke: „Außergewöhnliche Körper“, S. 12

³⁶⁸ Ebd., S. 12

³⁶⁹ Vgl. Ebd., S. 11f.

³⁷⁰ Vgl. Waldschmidt, Anne: „Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma? Soziologie der Behinderung im Anschluss an Goffman, Foucault und Bourdieu“, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 36 (4) 2011, S. 89-106, hier S. 90

„Als unspezifischer Sammelbegriff bezeichnet sie die vielfältigen körperlichen, mentalen und psychischen Auffälligkeiten, denen gemeinsam ist, dass sie immer nur mittels des Körpers ausgedrückt und wahrgenommen werden können. Körperbehinderung bzw. ‚körperliche Differenz‘ im engeren Sinne ist somit nur ein Aspekt einer komplexen Landschaft von Unterschieden, die als gesundheitsrelevante Abweichungen und Beeinträchtigungen wahrgenommen und gedeutet werden.“³⁷¹

Behinderte Menschen sind der Verobjektivierung durch medizinische Diskurse in besonderem Maße ausgesetzt und sie werden, wie oben beschrieben, in besonderer Weise diszipliniert. Dass der materielle Körper vom „overdiagnosed body“ überwältigt wird, der durch professionelle Untersuchungen mikroskopisch zerlegt und beständig analysiert wird, stellen Mitchell und Snyder, Foucaults Analysen folgend, fest.³⁷² Die Disability Studies waren und sind bestrebt, Behinderung aus dem medizinischen Kontext zu lösen. Dies hat jedoch zu einer strategischen Nichtbeachtung des behinderten Körpers – der sowieso schon eine „overanalyzed entity“ sei – und des „disabled embodiment“ geführt; vor allem im sozialen Modell von Behinderung.³⁷³ Und auch dekonstruktivistische Theorien sind mit dem Vorwurf konfrontiert, die körperliche Materialität zu negieren. Paradoxerweise scheint also das theoretische Projekt, das den behinderten Körper aus der Umklammerung durch medizinische Diskurse befreien will – in denen der materielle Körper hinter dem überdiagnostizierten Körper zu verschwinden droht – nicht zu einer Wiedereinsetzung des konkreten, individuellen Körpers zu führen. Um die körperliche Erfahrung von Beeinträchtigung und Behinderung theoretisieren zu können, wurde immer wieder vorgeschlagen zur Phänomenologie zurückzukehren.³⁷⁴ Zugespitzt ließe sich von einer „Rückkehr des Essentialismus jenseits des Poststrukturalismus“³⁷⁵ sprechen, so Waldschmidt. Jedoch stellt auch sie fest, dass die Körpertheorie, „wenn nicht eine Leerstelle, so doch ein noch einzulösendes Desiderat der Disability Studies [bildet].“³⁷⁶ Die Rezeption von Foucaults Theorien in den Disability Studies könne zwar das „making dis/ability“³⁷⁷ erklären, aber es ließe sich kaum von einer Körpertheorie Foucaults im engeren Sinne sprechen. Denn der Körper werde von ihm vor allem als Objekt behandelt, als Effekt und Produkt von Diskursen, während „körperliche Materialität, Handlungsvermögen und der leibliche Eigensinn“³⁷⁸ wenig Beachtung fänden. Auf behinderte Körper nehme er selten explizit Bezug, wenngleich „das Phänomen verkörperter Differenz in seinem Werk eigentümlich präsent

³⁷¹ Ebd., S. 90, Fußnote 1

³⁷² Vgl. Snyder/Mitchell: „Re-engaging the Body“, S. 374

³⁷³ Vgl. Ebd., S. 368

³⁷⁴ Vgl. Snyder/Mitchell: „Re-engaging the Body“, S. 368 sowie Waldschmidt: „Körper – Macht – Differenz“

³⁷⁵ Waldschmidt: „Körper – Macht – Differenz“

³⁷⁶ Ebd.

³⁷⁷ Waldschmidt: „Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma?“, S. 89

³⁷⁸ Waldschmidt: „Körper – Macht – Differenz“

[ist].“³⁷⁹ Wie das Konzept der Körperpolitik nach Foucault, das die Diskursivierung, die Disziplinierung, die Normierung und die Normalisierung von Körpern umfasst,³⁸⁰ von den Disability Studies für die Theoretisierung – und Dekonstruktion – von Behinderung und Beeinträchtigung fruchtbar gemacht worden ist, ist oben ausführlich beschrieben worden. Die Handlungsebene jedoch lässt sich, laut Waldschmidt, mit Foucault nur schwer denken. Wie kommt es dazu, dass Subjekte die diskursiv konstruierte Wirklichkeit als wirklich erleben, in ihr Handeln integrieren und damit reifizieren? „Wie andere soziale Differenzierungen [...] wirkt auch Behinderung die Frage der Legitimation und Legitimität von Herrschaft, d.h. der fraglosen Geltung und Akzeptanz von sozialer Ungleichheit und Benachteiligung auf.“³⁸¹

Indem sie Theorien von Goffman, Foucault und Bourdieu zusammenführt, entwirft Waldschmidt in „Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma?“ eine Möglichkeit, die Verkörperung von Differenz zu denken.

In der Studie *Stigma*³⁸² untersuchte Goffman 1963 Identität und Interaktion unter der Bedingung von sozialer Abweichung. Doch wenngleich die Verkörperung von Abweichung eigentliches Thema der Untersuchung ist, werde die Bedeutung des Körpers nicht explizit thematisiert. Vielmehr werden behinderte Körper naturalisiert; ihre ‚Makel‘ und nicht die gesellschaftliche Reaktion scheinen, laut Waldschmidt, für Goffman entscheidend zu sein. Wissens- und Machtanordnungen, die Interaktionen strukturieren, werden vernachlässigt. „Folgt man Goffman, wird das Individuum nicht stigmatisiert, sondern es *hat* [...] ein Stigma.“³⁸³ Trotz dieser Kritik an Goffman geht Waldschmidt davon aus, dass seine Theorien zur Interaktion hilfreich sind bei der Frage danach, wie sich Nicht_Behinderung auf der Handlungsebene reproduziert: „Die Lektüre von ‚Stigma‘ ist immer noch insofern ertragreich, als sie hilft, das *doing dis/ability*, die Performanz und Inszenierung von (Nicht-)Behinderung nachzuvollziehen.“³⁸⁴

Mit Bourdieu – dessen Theorie zwischen Handlungs- und Strukturebene vermittelt – verknüpft Waldschmidt die Foucaultsche Diskurs- und Machttheorie mit dem Goffmanschen Interaktionismus. Bourdieu hätte Phänomene der sozialen Abweichung, der Nicht-Normalität und des Andersseins zwar kaum thematisiert, jedoch ließe sich ihm zufolge das Konzept der symbolischen Gewalt auf alle benachteiligten Gruppen anwenden.³⁸⁵

³⁷⁹ Waldschmidt: „Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma?“, S. 94

³⁸⁰ Vgl. Ebd., S. 94

³⁸¹ Ebd., S. 96

³⁸² Goffman, Erving: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt am Main:

Suhrkamp 1996; zitiert nach: Waldschmidt: „Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma?“

³⁸³ Waldschmidt: „Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma?“, S. 93

³⁸⁴ Ebd., S. 93

³⁸⁵ Vgl. Ebd., S. 96f.

Dieses Konzept hat, laut Waldschmidt, vier Aspekte: Auf Ebene des Körpers zeichnet sich die symbolische Gewalt durch eine Einverleibung von Machtverhältnissen aus. Der Körper ist immer schon sozialisiert und deswegen als ein Gewaltverhältnis zu begreifen. „Symbolische Gewalt ist körperlich verankert, weil sie *im* Körper wirkt.“³⁸⁶ Durch die Inkorporierung wird der Körper und der Umgang des Subjekts mit ihm dauerhaft verändert. Insofern kann das Konzept genutzt werden, um naturalisierte Differenzkategorien zu dekonstruieren. Behinderung lässt sich dann als permanente Naturalisierung gesellschaftlich konstruierter Unterschiede begreifen und auch Beeinträchtigung kann in ihrer historischen, kulturellen – und damit auch politischen – Konstruktion hinterfragt werden. Denn, genauso wie der ‚normale‘ Körper, hat auch der beeinträchtigte Körper eine Geschichte und ist Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse.³⁸⁷ „Biografie und Identität, soziales Handeln und soziale Lage sind so unauflösbar in ihn eingewoben, dass sich eine binäre Trennung zwischen Körper und Gesellschaft, Natur und Kultur als kurzschlüssig erweist.“³⁸⁸ Nicht die Behinderung resultiert aus einer Funktionsstörung des Körpers, sondern die Konstruktion der Behinderung hat die Funktion Beeinträchtigung herzustellen; und sie zugleich der Kritik zu entziehen, indem sie sie als vordiskursiv konstruiert.³⁸⁹ Eine weitere Annahme im Konzept der symbolischen Gewalt ist, laut Waldschmidt, dass Herrschaftsverhältnisse, die als Gewalt wirken, Unterordnung nicht nur erwarten, sondern auch erzwingen. Behinderung lässt sich sowohl auf gesellschaftlicher als auch auf individueller Ebene als Gewaltverhältnis denken, wie oben gezeigt wurde. Die symbolische Gewalt ist außerdem ein „Ersatz für [den] physischen Zwang“, der „die fehlgeschlagene Verinnerlichung einer kulturellen Willkür [sanktioniert].“³⁹⁰ Moderne Arten der Herrschaft legitimieren sich durch Sanftheit und Symbolik. Behinderung wird – vor allem in Zeiten der Inklusionsrhetorik – nicht durch offensichtliche Gewalt regiert, sondern in Gestalt von medizinischer, psychischer und sonderpädagogischer Diagnostik und der daraus resultierenden besonderen Erziehung, Bildung, Therapie und Rehabilitation. Im Fall von Behinderung ist die symbolische Gewalt zusätzlich wohltätig, indem sie unterstützt, fördert und pflegt.³⁹¹ Folgt man also Bourdieu, so Waldschmidt, dann muss Behinderung als Herrschaftsverhältnis dekonstruiert werden. Mit ihm ließe sich die fortwährende Naturalisierungsarbeit, die Praktiken der Inkorporierung von Nicht_Behinderung – wie diese

³⁸⁶ Ebd., S. 97

³⁸⁷ Vgl. Ebd., S. 97f.

³⁸⁸ Ebd., S. 98

³⁸⁹ Vgl. Ebd., S. 98

³⁹⁰ Bourdieu, Pierre und Jean-Claude Passeron: *Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 50; zitiert nach: Waldschmidt: „Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma?“, S. 99

³⁹¹ Vgl. Waldschmidt: „Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma?“, S. 99

Differenzkategorie übergeht in die Körper, Deutungsmuster und Selbstverhältnisse, der Subjekte, die sich als behindert oder als nichtbehindert begreifen – erfassen. Außerdem könne man mit Bourdieu das „Stigmamanagement nach Goffman neu lesen als Beschreibung des alltäglichen Interaktionsgeschehens auf der Bühne der symbolischen Gewalt.“³⁹² So könne die Mikroebene mit der Makroebene verknüpft werden, wodurch sich erklären ließe, wie sich Nicht_Behinderung als integraler Bestandteil der Identität von Subjekten konstituiert:

„Damit das Dispositiv der Behinderung sich als eine Praxis konstituiert, in der (Nicht-) Behinderung zu einer Faktizität wird – nicht nur institutionalisiert und objektiviert in Diskursen und Politiken, nicht nur inszeniert und damit immer wieder neu hergestellt in alltäglichen Begegnungen, sondern auch als eine Kategorie des Selbst und Seins –, muss es ein *being disabled* bzw. ein *being able* geben.“³⁹³

Jedoch müssten die dem Konzept der symbolischen Gewalt inhärenten Normalitätsannahmen kritisch hinterfragt werden. Der Habitus, in dem sich die symbolische Gewalt verankert, ist vor allem auf soziale Klassen bezogen; er ist außerdem vergeschlechtlicht. Da wohl kaum von einem Habitus der ‚Behinderten‘ die Rede sein kann, wäre es laut Waldschmidt angebracht, diesen nicht nur als klassenbezogen und vergeschlechtlicht, sondern auch als normalisiert zu denken.³⁹⁴

3.2.5. Performative Realisierungen von Behinderung

Die Macht des Diskurses, zu produzieren, was er benennt – seine Performativität – wird also auch am Dispositiv der Behinderung deutlich. Die kulturelle Deutung außergewöhnlicher Körper, die immer abhängig ist von der historischen und gesellschaftlichen Umgebung, in der diese situiert sind, ist dabei an sich schon als performativer Akt zu begreifen. Wie wir Körper lesen, weist Subjekten einen Platz zu und wirkt sich ganz konkret auf deren Lebenssituation aus. Wie Butler festgestellt hat, fixieren Praktiken, die die Materie als irreduzibel darstellen, Machtverhältnisse. Im Fall der Differenzkategorie Nicht_Behinderung muss diese Erkenntnis zu dem Bestreben führen, auch die Beeinträchtigung als diskursiv konstituierten Gegenstand zu dekonstruieren. Wie Tremain und Waldschmidt mit Foucault zeigen, wird der beeinträchtigte Körper durch Spezialdiskurse hervorgebracht, deren Existenz er dann, als vordiskursiv konstruierte Gegebenheit rechtfertigt.

Welchen Platz außergewöhnliche Körper in einer Gesellschaft einnehmen, sagt immer auch etwas über diese Gesellschaft aus. In kapitalistischen Gesellschaften werden Körper, die nicht der Norm entsprechen – die sich also nicht widerstandslos dem allgemeinen

³⁹² Ebd., S. 100

³⁹³ Ebd., S. 100

³⁹⁴ Vgl. Ebd., S. 101f.

Verwertungsprozess unterwerfen – an den Rand des Diskurses gedrängt. Zudem scheint in neoliberalen Gesellschaften eine Prämisse der Kontrolle zu herrschen, die, wie Schmincke ausführt, marginalisierte Bevölkerungsgruppen als gefährliche Gruppen konstruiert. Diese verkörpern dann die Angst vor Abstieg und Ausschluss aus der Gesellschaft. Tervooren macht mit Lacan und Kristeva deutlich, dass diese Prämisse der Kontrolle auch in der Psyche des Subjekts verankert ist. Die Ab- und Ausgrenzung von Menschen mit außergewöhnlichen Körpern stabilisiert als konstitutives Außen sowohl individuelle als auch kollektive Körper.

Wer als nichtbehindert oder behindert gilt, orientiert sich an einer gesellschaftlichen Norm. Der ‚normale‘ Körper bleibt immer ein unerreichbares Ideal, an das die Subjekte sich permanent anzunähern versuchen. Normen werden verinnerlicht und durch individuelle wie gesellschaftliche Praktiken produziert und reproduziert. Wie diese Verknüpfung von Mikro- und Makroebene zu denken ist, hat Waldschmidt mit Bourdieu gezeigt. Da Körper sich den Normen, die sie regulieren sollen, nie ganz fügen, entstehen im Prozess der Materialisierung Risse und Brüche; die Normen werden in eine Krise versetzt. Waldschmidt geht davon aus, dass sich

„gerade am Beispiel von Behinderung [...] der Körper als Akteur studieren [ließe]: das ihm anhaftende Unvorhergesehene, Unordentliche und Bedrohliche, seine Ereignishaftigkeit und Widerspenstigkeit, die Weigerung der Subjekte, sich anzupassen, und ihr Aufbegehren gegen das ‚Ganzmachen‘ und ‚Geraderichten‘.“³⁹⁵

Vielleicht haben Snyder und Mitchell Recht, wenn sie schreiben, es mangle an einer Sprache um den Körper an sich zu theoretisieren. „To narrate a phenomenology of the body requires an approach that can capture its defining elasticity – not as an established fact, but rather as a mutable temporal, ‘first-person’ organism.“³⁹⁶ Sie finden diesen Ansatz im Feld der Literatur und der Kunst. Zwar geht es mir nicht wie den eben zitierten Autor_innen um eine Rückkehr zur Phänomenologie. Doch ich gehe davon aus, dass künstlerische Praktiken die Verwobenheit des Körpers in Diskurse zeigen können. Durch ein Erweitern der Brüche und Risse, die in der Materialisierung permanent entstehen, werden potentiell hegemoniale Vorstellungen ins Wanken gebracht und soziale Normen erweitert.

³⁹⁵Waldschmidt: „Behinderte Körper“, S. 41

³⁹⁶Snyder/Mitchell: „Re-engaging the Body“, S. 382

4. Imperfekte Körper auf der Bühne

Wie im vorherigen Kapitel gezeigt, bewegt sich die kulturelle Deutung behinderter Menschen und ihrer Körper zwischen der Überhöhung als Wunder und der Reduzierung auf einen medizinischen Fall. Tremain zufolge muss mit Foucault gefragt werden, durch welche historischen Bedingungen ein Problem in der Gegenwart möglich gemacht worden ist.³⁹⁷ Das heißt, die Historie schreibt sich in der Gegenwart fort. Das gilt, laut Snyder und Mitchell, auch für kulturelle Repräsentationen von Behinderung: „Historical representations do not disappear with the passing of an era or cultural formation; they continue to manifest traces in our own, contemporary moment.“³⁹⁸ Wenn man über den behinderten Körper spricht, muss auch die in ihn eingeschriebene kulturelle Bedeutung thematisiert werden:

„There is no reference to physical or cognitive difference without a conscious or unconscious materialization of its historical meanings. Thus, like all material objects, disability comes to be constructed in a cathedral-like manner, in which competing cultural aesthetics leave their impression upon its surface. The project of re-engaging the body requires efforts to resignify a multitude of stigmatizing meanings assigned to disability throughout history.“³⁹⁹

Die Disability Studies haben Behinderung als einen diskursiv produzierten Gegenstand dekonstruiert. Mit Foucault und Butler kann man davon ausgehen, dass sich die Diskurse und Repräsentationen des behinderten Körpers nicht nur auf dessen Oberfläche abzeichnen, sondern sich in die Körper einschreiben, sich in diesen materialisieren. Insofern muss inklusiver Tanz und inklusive Performance, wie jegliche Form der Körperpolitik, die diskursive Konstruktion des Körpers thematisieren und seine Verwobenheit in Macht- und Wissensstrukturen aufzeigen. Dabei gelten jedoch nicht notwendigerweise dieselben Bedingungen wie für andere Kunstformen:

„Disability art is radically different from much body art – choice, and the issue of an individual’s agency, even the boundaries of what constitutes ‘an individual’ are set into motion differently if one is using incursions into one’s body strategically in order to expose the self’s longing for openness, or if this self has to struggle against the multitude of metaphorical readings that cut into her flesh.“⁴⁰⁰

Im letzten Kapitel dieser Arbeit soll deswegen gefragt werden, welche Bedingungen für eine subversive Körperpolitik im inklusiven Tanz und inklusiver Performance gelten. Dieser Frage werde ich anhand einer Andeutung der Geschichte von behinderten Körpern auf der Bühne, einiger Überlegungen zur Funktion des Blicks, einer Skizzierung der Ästhetik inklusiven

³⁹⁷ Vgl. Tremain: „On the Subject of Impairment“, S. 33

³⁹⁸ Snyder/Mitchell: „Re-engaging the Body“, S. 381

³⁹⁹ Ebd., S. 380f.

⁴⁰⁰ Kuppers: *Disability and Contemporary Performance*, S. 20

Tanzes sowie der abschließenden Analyse von Michael Turinskys Performance *heteronomous male* nachgehen.

4.1. Zwischen Unsichtbarkeit und Hypervisibilität

Behinderung und Krankheit werden geschichtlich betrachtet als das Andere repräsentiert. Festgeschrieben in den Körpern der Anderen sollen sie isoliert und als außerhalb der ‚normalen‘ Gesellschaft und ‚normaler‘ Körper präsentiert werden, um ihr bedrohliches und störendes Potential zu bändigen.⁴⁰¹ Jede Begegnung mit dem_der Anderen lässt nicht nur den behinderten Körper, sondern auch den ‚normalen‘ Körper als potentiell different erscheinen. Sie verweist damit für einen Moment auf das System der Biomacht und die nie zur Gänze erfüllbare Norm des kontrollierbaren – oder, mit Foucault gesprochen, des gelehrigen – Körpers. Behindert/‚normal‘ wird als Dichotomie konstruiert um die bedrohliche Differenz der Körper in das Netz der kulturellen Deutungen einweben zu können.⁴⁰²

Behinderte Performer_innen bewegen sich in der westlichen Kultur zwischen Unsichtbarkeit auf der einen und Hypervisibilität auf der anderen Seite, wie Petra Kuppers feststellt. Die im vorherigen Kapitel besprochene Verortung von behinderten Menschen im gesamtgesellschaftlichen Diskurs schreibt sich im kulturellen Bereich fort:

„The disabled performer is both marginalized and invisible – relegated to borderlands, far outside the central area of cultural activity, by the discourses of medicine. At the same time, people with physical impairments are also hypervisible, instantly defined by their physicality.“⁴⁰³

Unsichtbar sind behinderte Performer_innen also in Bezug auf ihre Repräsentation auf (bürgerlichen) Theaterbühnen, nicht in Bezug auf ihre individuellen Körper; diese zeichnen sich durch Hypervisibilität aus. Tobin Siebers weist darauf hin, dass die Frage nach der „Un/Sichtbarkeit“ im Kontext von Behinderung auf der Bühne ein Paradox zum Vorschein kommen lässt: „Denn Theater ist ein Theater von nicht-behinderten Körpern, sie sind angeblich die sichtbarsten auf der Bühne; da sie aber die Norm sind, sind sie de facto unsichtbar. Es bedeutet fast nichts, wenn ein nicht-behinderter Körper die Bühne betritt.“⁴⁰⁴ Im Gegensatz dazu wird dem behinderten Körper auf der Bühne immer eine Bedeutung zugeschrieben. Diese

⁴⁰¹ Vgl. Ebd., S. 4

⁴⁰² Vgl. Ebd., S. 6

⁴⁰³ Ebd., S. 49

⁴⁰⁴ Siebers, Tobin: „Un/sichtbar. Observationen über Behinderung auf der Bühne“, in: Schipper, Imanuel (Hg.): *Ästhetik versus Authentizität. Reflexionen über die Darstellung von und mit Behinderung*, Berlin: Theater der Zeit 2012 (=Recherchen 94), S. 16-32, hier S. 16

muss erklärt werden, um die Gelingensbedingung des Stücks zu erfüllen. Ansonsten droht der behinderte Körper „die Funktion des Theaters als Ort des Sehens zu behindern.“⁴⁰⁵

Infolge dessen ist die Geschichte behinderter Schauspieler_innen versteckt. Zwar ist die Theaterhistorie reich an behinderten Figuren, doch diese wurden und werden zumeist nicht von behinderten Menschen dargestellt. Allzu oft dient die Behinderung einer Figur bloß dazu, über die körperlich markierte Differenz Bedeutung zu vermitteln.⁴⁰⁶ Es geht dann nicht um die Subjektivität der behinderten Figur, sondern Behinderung wird als Metapher gebraucht. Als dramaturgisches Hilfsmittel verweist etwa die Blindheit des Teiresias auf seine innere Fähigkeit des Sehens der Wahrheit, während die des Ödipus dessen Weigerung die Wahrheit zu erkennen symbolisiert. Die physische Deformierung als Zeichen des Bösen in Shakespeares *Richard III.* und die Stummheit als Folge unaussprechlicher Gewalt in Brechts *Mutter Courage und ihre Kinder* sind weitere Beispiele einer Tradition, mit der Theaterwissenschaftler_innen sich auseinandersetzen mussten.⁴⁰⁷ Dass diese Verwendung des behinderten Körpers als „raw material“⁴⁰⁸ zurückfällt auf das Leben behinderter Menschen, ihre kulturell-gesellschaftliche Positionierung, wurde bereits in Abschnitt 2.5 angesprochen.

Auf der anderen Seite wurden außergewöhnliche Körper, wie in Abschnitt 3.2.1 besprochen, in den ‚Freak Shows‘ des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts präsentiert. Diese dienten, wie mit Thomson und Schmincke gezeigt, der Festigung individueller wie kollektiver Identitäten. Auch hier wird der Subjektstatus behinderter Menschen negiert, sie werden auf ihre als different wahrgenommenen Körper reduziert. Durch die ‚Ausstellung‘ auf der Bühne wird deren beängstigende Differenz gebändigt, um so Abgrenzung zu ermöglichen. „[F]reaks were presented as less than or other than human, allowing the difference between self and other to be clearly grasped.“⁴⁰⁹

Die ‚Freak Shows‘ wurden abgelöst von der Ausstellung differenter Körper im medizinischen Diskurs. Im ‚medizinischen Theater‘ gelten eigene Bedingungen für Performances, das Sehen und die Beziehung zwischen ‚Darstellenden‘ und Zuschauenden. Der Begriff des medizinischen Theaters verweist auf den Operationsraum, aber auch auf die Praxis, Körper in Amphitheatern oder Amphitheater ähnlichen Räumen vorzuführen und zu sezieren.⁴¹⁰ „The everyday medical theater today has lost much of its grandiosity, although none of its

⁴⁰⁵ Ebd., S. 16

⁴⁰⁶ Vgl. Thomson: *Extraordinary Bodies*, S. 10f.

⁴⁰⁷ Vgl. Sandahl: „Ahhhh Freak Out!“, S. 14f.

⁴⁰⁸ Mitchell/Snyder: „Introduction: Disability Studies and the Double Bind of Representation“, S. 6

⁴⁰⁹ Koppers: *Disability and Contemporary Performance*, S. 36

⁴¹⁰ Vgl. Ebd., S. 38

authority“⁴¹¹, meint Koppers. Der medizinische Blick objektifiziert den Körper. Behinderte Menschen sind diesem Blick und der darauf folgenden Disziplinierung in besonderer Weise ausgesetzt.

Wenn Carrie Sandahl sich an ihre ‚Performance‘ für ein medizinisches Lehrbuch erinnert, wird deutlich, wie visuelle Praktiken behinderte Menschen auf ihre Körperlichkeit reduzieren:

„I also remember being a star performer at another photo session several years later, in a role I was not so eager to embrace. I posed nude for a medical textbook photographer. I recall how embarrassed I felt, displaying my naked pre-pubescent body, arms raised, while the camera flashed. Before the shoot, my mother comforted me by saying that the photos would help other children like me and that it was okay to be naked in front of doctors. I submitted to being photographed, running my mother’s words over and over in my head, fighting the urge to lower my arms and cover my nakedness. I remember the male photographer’s silhouette behind the camera and how I was praised (‘good girl’) for my compliant performance. I was also told that my face would be concealed when the photos appeared in the textbook, so no one could know it was me. I came to understand that my defective body could be separated from ‘me’, that my body was not really ‘me.’“⁴¹²

Die Macht die mit den visuellen und performativen Praktiken des medizinischen Theaters einhergeht, wird im alltäglichen Diskurs freilich kaum thematisiert.⁴¹³

In ihren Performances müssen behinderte Künstler_innen, laut Koppers, deshalb diese zwei kulturellen Deutungen verhandeln: zum einen die Unsichtbarkeit als aktive Mitglieder der öffentlichen Sphäre, zum anderen die Kategorisierung als passive Konsumierende oder Opfer durch ebendiese Öffentlichkeit.⁴¹⁴

4.1.1. Blickwechsel

Wenn behinderte Menschen selbst ins Zentrum treten, können sie hegemoniale Lesarten behinderter Körper offenlegen. Die Macht des gesellschaftlichen Blicks auf Behinderung – der von behinderten Menschen akzeptiert, inkorporiert und wiederholt wird – stellt Koppers heraus, indem sie ihn mit Foucaults Lesart des Panopticons verbindet:

„Every time the diagnostic or medical gaze captures the disabled person, every time the social gaze distances her lived experience and substitutes it with a script of ‘proper’ narratives, every time institutions structure the ways that disabled people think of themselves and of their relations to others, the panopticon of social life reiterates itself.“⁴¹⁵

⁴¹¹ Ebd., S. 39

⁴¹² Sandahl: „Ahhhh Freak Out!“, S. 11

⁴¹³ Vgl. Koppers: *Disability and Contemporary Performance*, S. 39

⁴¹⁴ Vgl. Ebd., S. 49

⁴¹⁵ Ebd., S. 15

Während jedes soziale System von außen betrachtet komplex und schwer verständlich wirkt, ist die Organisation des Systems vom Zentrum aus unsichtbar – vom Wachturm aus sieht man den Wachturm selbst nicht. Das Prinzip der Macht wirkt von hier ‚normal‘, weil es naturalisiert ist. Das System einer Gesellschaft tritt als unsichtbare Struktur in den Hintergrund, wenn man Teil dieser ist.⁴¹⁶ Behinderung als Diskurs ist in unserer Gesellschaftsstruktur an der Peripherie situiert – „it is the invisible, normalized, ‚blind‘ spot of the dominant, ‚able‘“.⁴¹⁷ Für behinderte Menschen hingegen ist die Behinderung und der Prozess des Behindert-Werdens nicht peripher, sondern integraler Bestandteil ihres Lebens. Da sie aber Teil des gesellschaftlichen Systems sind, erfahren behinderte Menschen ihre Körperlichkeit („embodiment“), laut Koppers, gleichzeitig als zentral und als peripher. Diese Erfahrung öffne eine Lücke – „one’s own blind spot becomes visible as it conflicts or oscillates with the vision from the center.“⁴¹⁸

Wie Blicke offengelegt werden können, zeigt Carrie Sandahl in einer ihrer Performances⁴¹⁹. Sie trägt eine weiße Laborjacke, auf der mit roter Schrift ihre medizinische Geschichte steht; aber auch Fragen, die im Laufe ihres Lebens an sie gerichtet wurden, wie: „Do you ever dream that you’re normal?“ Wenn Körper infolge hegemonialer Körperpolitiken, die Behinderung und Nichtbehinderung in die Körper einschreiben, zu lesbaren Landkarten werden⁴²⁰, dann überzeichnet Sandahl die Topographie ihres Körpers, um diese Mechanismen offenzulegen. Sie verweigert ihre körperliche Differenz zu verstecken, weist aber zugleich auf die Macht gesellschaftlicher Lesarten hin, die behinderte Menschen im medizinischen Diskurs verorten:

„This piece acknowledges the way that I feel that people with disabilities are always situated within a medical discourse. That’s why I got the lab jacket and why it’s written in red to signify blood. And the fascination that people seem to have with a medical discourse of your body – as if it’s always written on your body whether you’re wearing it or not.“⁴²¹

Blicke sind Machtmittel, „die Rahmen und Räume brauchen, Strukturen, in denen sie sich entfalten können.“⁴²² Im Blick, der sich vom Zentrum auf die Peripherie richtet, spielen zwei Dimensionen eine Rolle: „Der Blick, der wissen und erkennen will, verbündet sich mit dem Blick, der kontrollieren und disziplinieren will.“⁴²³ Nicht zuletzt an der Frage, ob die Künstlerin sich jemals wünsche ‚normal‘ zu sein, wird die Normalisierungsgesellschaft deutlich. Wie am

⁴¹⁶ Vgl. Ebd., S. 13

⁴¹⁷ Ebd., S. 14; Koppers merkt hier an, wie sich an der Redensart des „blind spot“, des „blinden Fleck“, auch die sprachlich negative Konstruktion von Behinderung zeigt.

⁴¹⁸ Ebd., S. 15

⁴¹⁹ Sandahl, Carrie: *Art-life performance*, in: *Vital Signs: Crip culture talks back*. Regie: Sharon L. Snyder/David T. Mitchell, USA 1997

⁴²⁰ Vgl. Wollrad/Jacob/Köbsell: „Einleitung“, S.7f.

⁴²¹ Carrie Sandahl in *Vital Signs*; zitiert nach: Snyder/Mitchell: „Re-engaging the Body“, S. 385

⁴²² Waldschmidt: „Körper – Macht – Differenz“

⁴²³ Ebd.

Modell des Panopticons gezeigt, bleibt das Machtzentrum – und damit dessen Blick – selbst unsichtbar. Sandahl macht ihn sichtbar und fordert so die Autorität über ihren Körper und ihre Geschichte zurück. Zugleich fordert sie die Zuschauenden heraus, sich ihrer eigenen Positionierung „within the theatre of culture, and the panoptic scenario of ordering“⁴²⁴ bewusst zu werden.

4.1.2. Der behinderte Körper als ganzer Körper

Auch Mary Duffy fordert in ihren Performances die Definitionsmacht über ihren Körper zurück, und wehrt sich gegen die Vereinnahmung durch den medizinischen Diskurs:

„By confronting people with my naked body, with its softness, its roundness and its threat, I wanted to take control, redress the balance in which media representations of disabled women is usually tragic, always pathetic. I wanted to hold up a mirror to all those people who had stripped me bare previously ... the general public with naked stares, and more especially the medical profession.“⁴²⁵

Durch die bewusste Inszenierung ihres eigenen Körpers problematisiert Duffy die diskursive Konstruktion behinderter Körper. In *Cutting the Ties that Bind* verkörpert sie die Venus von Milo. Ihr Körper ist zunächst mit Tüchern umhüllt; dann kommt ihr nackter, armloser Oberkörper zum Vorschein, bis sie sich schließlich ganz aus der Pose löst und die selbst hergestellte Ikonographie zerstört.⁴²⁶ Sie konfrontiert so die Zuschauenden mit den Selbstverständlichkeiten des eigenen Sehens, die die Venus von Milo in den kulturellen Kanon idealer weiblicher Schönheit stellen und die Statue wohl kaum als verletzt oder behindert wahrnehmen.⁴²⁷ „Duffy beugt in ihrer Performance auf überraschende, aber zentrale Art historische Zeit: Sie manipuliert die Chronologie von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von Behinderung.“⁴²⁸ Während sie die Venus verkörpert, weist Duffy auf ihre eigene körperlich differente Weiblichkeit hin, indem sie die Beurteilungen ihres Körpers durch den medizinischen und gesellschaftlichen Diskurs rezitiert:

„The words you use to describe me are ‚congenital malformation‘. Those big words those doctors used – they didn’t have any that fitted me properly. I felt, even in the face of such opposition, that my body was the way it was supposed to be. It was right for me, as well as being whole, complete, and functional.“⁴²⁹

⁴²⁴ Koppers: *Disability and Contemporary Performance*, S. 22

⁴²⁵ Mary Duffy in: Nead, Lynda: *The Female Nude: Art, Obscenity and Sexuality*, London/New York: Routledge 1992, S. 78; zitiert nach: Davis, Lennard J.: „Nude Venuses, Medusa’s Body, and Phantom Limbs: Disability and Visuality“, in: Mitchell/Snyder (Hg.): *The Body and Physical Difference*, S. 51-70, hier S. 63

⁴²⁶ Vgl. Waldschmidt: „Körper – Macht – Differenz“

⁴²⁷ Vgl. Ebd.

⁴²⁸ Siebers: „Un/sichtbar“, S. 28

⁴²⁹ Mary Duffy in *Vital Signs*; zitiert nach: Snyder/Mitchell: „Re-engaging the body“, S. 383

Sie reklamiert damit ihren Körper als ganzen Körper und äußert ihre Wut über eine Normalisierungsgesellschaft, die außergewöhnliche Körper durch ‚prothetische Maskierung‘ verstecken will oder sie mit voyeuristischen Blicken straft. Der differente Körper wird in Duffys Verkörperung der Venus als ganzer, vollständiger und funktionaler Körper resignifiziert. Tobin Siebers geht davon aus, dass „[d]ie Identität der Venus [...] von makelloser zu behinderter Schönheit transformiert [wird]“⁴³⁰ und Duffy uns erkennen lässt, „dass die Venus *wegen* ihrer Behinderung eine Schönheit ist, mit der Konsequenz, dass Schönheit und Behinderung auf immer verändert sind.“⁴³¹ Die Kategorien werden also erweitert, verändert und scheinbar klare Abgrenzungen verschwimmen. Es ist dann nicht mehr möglich ‚Normalität‘ mit Schönheit und Behinderung mit Hässlichkeit gleichzusetzen.⁴³² Zudem wird deutlich, dass die Zuschreibung von Behinderung kontextabhängig ist.

4.2. Subversives Potential inklusiver Performances

Wie an diesen zwei Performances gezeigt kann das Wissen, das über behinderte Menschen im Diskurs zirkuliert, in der Laborsituation der Performance untersucht und hinterfragt werden⁴³³. Damit kann, laut Koppers, auf andere Gesellschaftsstrukturen und eine mögliche Erweiterung sozialer Normen verwiesen werden: „[A] culture ready to examine its ‘outsiders’ can find itself aligning itself into new relations with them, relations that might not so easily be categorized as ‘oppressor’ and ‘oppressed’.“⁴³⁴

Die Performativität des Diskurses ist nicht dasselbe wie die Performativität einer theatralen Aufführung, aber wenn sich die Macht des Diskurses durch dessen Performativität in den Körpern materialisiert, dann ist eine Praxis, die das Performative privilegiert, vermutlich besonders geeignet, diese Macht anzugreifen.

„Each living moment of this individual body as it knows itself and moves itself, reproduces, ‘performs’, re-inscribes this system [of biopower] by living this moment as a gendered, racialized, disabled/non-disabled entity. There is no ‘outside’ to this system, but moments of openness and difference can be found within it as a part of its living changing nature: knowledge is always in flux and process. ‘Performativity’ as a term points to the embodied, living quality of knowledge, and its continuous production of truth.“⁴³⁵

⁴³⁰ Siebers: „Un/sichtbar“, S. 29

⁴³¹ Ebd., S. 29

⁴³² Vgl. Waldschmidt: „Körper – Macht – Differenz“

⁴³³ Vgl. Koppers: *Disability and Contemporary Performance*, S. 3

⁴³⁴ Ebd., S. 3

⁴³⁵ Ebd., S. 6

Während der Begriff der Performativität auf den verkörperten und gelebten Charakter von Wissen und seine kontinuierliche Produktion von Wahrheit verweise, würde in Performances neues Wissen entstehen: “[Performance] both erects and celebrates new knowledges, orders them for public consumption, makes them accessible in ways that mere language cannot (yet).”⁴³⁶ Laut Koppers versuchen behinderte Künstler_innen, die erkennen, wie medizinisches Wissen und soziale wie kulturelle Differenzierung alles durchdringen, die vermeintliche Stabilität von Kategorien aufzulösen. Oft zeige sich dies auch an dramaturgischen Elementen der Performances, in denen Genres vermischt werden, „creating uneasy hybrids of art and everyday.“⁴³⁷ Performances schaffen unerwartete Begegnungen, in denen als gesichert gehandeltes Wissen hinterfragt werden kann und neue Arten des Handelns probiert werden können. So ginge es in den Performances behinderter Künstler_innen nicht darum, ein essentielles Selbst zu präsentieren, nicht um ‚Authentizität‘, Selbstentblößung oder das Inszenieren positiver Bilder, sondern um das Neue, das in der Begegnung geschaffen werden kann. Fragen sollen in den Raum gestellt und so ein Dialog eröffnet werden.⁴³⁸ „Breaking the certainties constructed around a subject’s unity in time is an important political agenda for many disabled people”⁴³⁹, schreibt Koppers. Im Aufeinandertreffen privater und öffentlicher, individueller und kollektiver Körper in der Performance wird es möglich aus zugewiesenen Plätzen auszubrechen.⁴⁴⁰ Dabei muss die Formulierung einer „behinderten Subjektivität“ die Positionierung zwischen dem Diskurs des Monströsen und der Medikalisierung verhandeln und das sprechende Subjekt „must come to terms with a monster of cultural making“.⁴⁴¹ Die performativen Inszenierungen behinderter Künstler_innen liegen nicht außerhalb des Diskurses. Vielmehr greifen sie explizit auf, was durch diesen geschaffen wird, thematisieren und problematisieren naturalisierte Zuschreibungen an behinderte Körper und schreiben sich so in den Diskurs ein. Im folgenden Abschnitt möchte ich ein weiteres Mal auf den Begriff der Performativität eingehen, sowie auf die Konzepte der Präsenz und der Kinästhetik, um der Frage nachzugehen, wie in Performances Subjektivität formuliert werden und neues Wissen entstehen kann.

⁴³⁶ Ebd., S. 2

⁴³⁷ Ebd., S. 4

⁴³⁸ Vgl. Ebd., S. 2

⁴³⁹ Ebd., S. 8

⁴⁴⁰ Vgl. Ebd., S. 1

⁴⁴¹ Snyder/Mitchell: „Re-engaging the body“, S. 385

4.2.1. Performativität – Präsenz – Kinästhetik

Der Begriff des Performativen bezieht sich laut Erika Fischer-Lichte auf drei Bereiche: erstens auf das wirksame Ausführen von Sprechakten, zweitens auf das materiale Verkörpern von Bedeutungen und drittens auf das inszenierende Aufführen von theatralen, rituellen und anderen Handlungen.⁴⁴² Wie in Abschnitt 2.2 besprochen, bezeichnet Performativität im Sinne Butlers nicht die Fähigkeit eines autonomen Subjekts hervorzubringen, was es benennt, und ist auch nicht als einzelner, intentionaler Akt zu begreifen. Vielmehr wird mit Performativität die spezifische Art und Weise gefasst, in der die Macht als Diskurs Wirkungen materialisiert. Die Praxis der ständigen Wiederholung erzeugt die Wirkungen, die der Diskurs benennt, bringt die Phänomene hervor, die er reguliert und führt zur Materialisierung sozialer Normen. Die drei von Fischer-Lichte angesprochenen Bezugspunkte des Performativen können ohne diese besondere Macht des Diskurses nicht gedacht werden. Sie ziehen ihre Wirksamkeit und Bedeutung aus der Iterabilität.

Wie lässt sich aber nun die Performativität einer theatralen Aufführung zur Performativität des Diskurses in Beziehung setzen? Wie oben bereits angedeutet gehe ich davon aus, dass der Diskurs sich in theatralen Aufführungen fortschreibt. Diese sind Teil der sozialen Wirklichkeit und damit Teil des Diskurses. Wenn „[d]er Begriff des Performativen [...] die Eigenschaft kultureller Handlungen [bezeichnet], selbstreferentiell und wirklichkeitskonstituierend [zu] sein“⁴⁴³, so meint die Eigenschaft der Selbstreferentialität in Hinblick auf Verkörperungsprozesse im Sinne Butlers, dass diese nicht auf eine dem Diskurs wie auch immer vorgängige, stabile Identität verweisen, sondern Identität als ihre Bedeutung erst hervorbringen.⁴⁴⁴ Damit soll nicht gesagt werden, dass (Geschlechts-)Identität in jedem Moment neu gemacht wird. Denn sie ist weder eine innere psychische Wahrheit, die expressiv dargestellt wird, noch ist sie eine reine äußere Erscheinung – sie ist ein Spiel zwischen diesen beiden Polen.⁴⁴⁵ Zugleich sind Verkörperungen sozialer Identitäten zwingend zitاتفörmig, weil sie von Normen reguliert werden und diese Normen materialisieren. Sie verweisen somit auf die im Diskurs wirksame Macht.

Wenn im Hinblick auf eine theatrale Aufführung von Performativität gesprochen wird, dann geht es darum, dass diese die Aufmerksamkeit der Zuschauenden auf die Materialität der Körper, der Bewegungen und der Stimmen sowie auf die sinnliche Erfahrung des Raumes und

⁴⁴² Vgl. Fischer-Lichte: „Performativität/performativ“, in: Fischer-Lichte/Kolesch/Warstat (Hg.): *Metzler Lexikon Theatertheorie*, S. 234-242, hier S. 234

⁴⁴³ Ebd., S. 234

⁴⁴⁴ Vgl. Ebd., S. 237

⁴⁴⁵ Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, S. 321

der Zeit lenkt. „Es ist die Erfahrung der Präsenz der Akteure und der Ekstase der präsentierten Objekte, welche das Performative ermöglichen.“⁴⁴⁶ In theatralen Aufführungen sind immer das Semiotische und das Performative zugleich am Werk.⁴⁴⁷ Jedoch rückt die Art der Inszenierung meist entweder die Bedeutungsübertragung eines zugrundeliegenden Werks und damit die Zeichenhaftigkeit der Darstellenden und der Objekte auf der Bühne, oder aber die Phänomenalität ebendieser Elemente in den Vordergrund. Bedeutung wird aber natürlich auch in Aufführungen, die verstärkt mit performativen ästhetischen Strategien arbeiten, geschaffen. Denn „[e]twas wahrnehmen, heißt immer es *als etwas* wahrzunehmen.“⁴⁴⁸ Das Performative ist eine erzeugende Kraft. Das heißt, in Aufführungen, die die semiotische zugunsten der performativen Bedeutungsgenerierung hintanstellen, wird der Ereignischarakter sowie die Ko-Präsenz der Beteiligten – Zuschauenden wie Darstellenden – und damit die Prozessualität der Bedeutungserzeugung betont.

Mit der Charakterisierung der theatralen Aufführung als Ereignis und Prozess ist ihre Gegenwärtigkeit angesprochen; die Beteiligten erleben sie „als Vollzug, Darbietung und zugleich Vergehen von Gegenwart.“⁴⁴⁹ Dieses Erleben resultiert nicht zuletzt aus der Wahrnehmung von Verkörperungsprozessen und der unmittelbaren Präsenz der Körper im Raum.

„Präsenz ist keine expressive, sondern eine rein performative Qualität. Sie wird durch spezifische Prozesse der Verkörperung erzeugt, mit denen der Darsteller seinen phänomenalen Leib als einen raumbeherrschenden und die Aufmerksamkeit des Zuschauers erzwingenden hervorbringt.“⁴⁵⁰

Mittels bestimmter Techniken und Praktiken bringen die Darstellenden ihre Körper als präsen- te Körper hervor. Die Zuschauenden fokussieren ihre Aufmerksamkeit auf diese Körper, da sie die intensive Gegenwärtigkeit der Akteur_innen spüren. Das ermöglicht ihnen zugleich, „sich selbst auf eine besonders intensive Weise gegenwärtig zu fühlen.“⁴⁵¹ Die Kraft, die von den Darstellenden ausgeht, spüren die Zuschauenden leiblich auf sich einwirken; sie nehmen diese leiblich auf.⁴⁵² Im Phänomen der Präsenz wirken körperliche und geistige Komponenten auf besondere Art und Weise zusammen. Zwar ist die Wahrnehmung von Präsenz ein Bewusstseinsprozess, aber dieser läuft über den Körper ab. Fischer-Lichte vertritt daher die These, dass „Präsenz ein Phänomen darstellt, welches sich in Kategorien der Körper/Geist- bzw. Bewusstseins-Dichotomie überhaupt nicht fassen lässt, vielmehr diese Dichotomie zum

⁴⁴⁶ Fischer-Lichte: „Performativität/performativ“, S. 240

⁴⁴⁷ Vgl. Ebd., S. 239

⁴⁴⁸ Ebd., S. 240

⁴⁴⁹ Fischer-Lichte, Erika: *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004, S. 161

⁴⁵⁰ Ebd., S. 165

⁴⁵¹ Ebd., S. 166

⁴⁵² Vgl. Ebd., S. 167

Kollabieren bringt, ja aufhebt.“⁴⁵³ Durch die Erzeugung von Präsenz treten Darstellende als *embodied mind* in Erscheinung und lassen die Zuschauenden damit sich selbst als *embodied mind* empfinden. In der Wahrnehmung von Präsenz wird also eine grundlegende Bestimmung des Menschseins deutlich: die Untrennbarkeit von Geist/Bewusstsein und Körper.⁴⁵⁴

In der Wahrnehmung von Präsenz spielen kinästhetische Prozesse eine wesentliche Rolle. Kinästhetik bezeichnet die Fähigkeit präsenter Körper, andere Körper mit ihrer Bewegung gleichsam anzustecken; die Bewegung auf diese zu übertragen. Die sensorische Erfahrung über den Körper – die Knochen, Muskeln, Bänder, Gelenke und Sehnen – ist vor allem in der Wahrnehmung von Tanz ein dominanter Aspekt der ästhetischen Erfahrung.⁴⁵⁵

Alain Berthoz⁴⁵⁶ hat, laut Susan Leigh Foster, darauf hingewiesen, dass Wahrnehmung als aktive Involvierung in die Welt zu begreifen ist, denn Wahrnehmung und Handlung sind ineinander begründet. Unsere Sinne sind keine voneinander abgegrenzten Kanäle, sondern ineinander verschränkte Systeme. Die Kinästhetik spielt eine zentrale Rolle für ihre Organisation und Orientierung der Sinne. Wahrnehmung ist immer auch die Simulation von Handlung. Studien zu Wahrnehmung und Kognition weisen auf die vorwegnehmende Qualität von Aufmerksamkeit hin. Wenn wir beispielsweise einen Sessel sehen, dann vollziehen wir gedanklich bereits die Bewegung des Hinsetzens. Wahrnehmung ist außerdem individuell spezifisch, weil sie durch den Habitus strukturiert wird; sie wird beeinflusst von den Gedanken und Annahmen eines Individuums über das betrachtete Individuum. Ebenso wird sie geformt von Gefühlen wie Freude oder Angst. Auch die Geschichte eines Individuums und die Geschichte seiner Einbindung in die Umgebung beeinflussen, wie und damit was jemand sieht.⁴⁵⁷ „The longstanding features of our cultural as well as physical environment inform the way we perceive the world.“⁴⁵⁸

Wesentlich für die Wahrnehmung von Bewegung sind die sogenannten Spiegelneuronen. Diese Neuronen kommen sowohl dann zum Zug, wenn wir eine Handlung vollziehen, als auch, wenn wir sehen, dass jemand anderes eine Handlung vollzieht. Wenn wir Bewegungen wahrnehmen, werden im Hirn Bewegungszentren aktiviert; das führt nicht zu einer physischen Bewegung, aber in gewisser Weise wird die Bewegung trotzdem vollzogen. Oft wird die Überlappung von

⁴⁵³ Ebd., S. 171

⁴⁵⁴ Vgl. Ebd., S. 171f.

⁴⁵⁵ Vgl. Foster, Susan Leigh: „Movement’s contagion: the kinesthetic impact of performance“, in: Davis, Tracy C. (Hg.): *The Cambridge Companion to Performance Studies*, Cambridge: Cambridge University Press 2008, S. 46-59, hier S. 46

⁴⁵⁶ Vgl. Berthoz, Alain: *The Brain’s Sense of Movement*, Cambridge: Harvard University Press 2000; zitiert nach: Foster: „Movement’s contagion“

⁴⁵⁷ Vgl. Foster: „Movement’s contagion“, S. 53f.

⁴⁵⁸ Ebd., S. 54

Wahrnehmung und Handeln als eine Art der Resonanz beschrieben. Diese Resonanz ist der Grund dafür, dass wir die Bewegungen anderer vorwegnehmen können; sowie dafür, dass wir wissen, was passieren wird, wenn wir eine bestimmte Bewegung ausführen. Sie scheint außerdem der Grund dafür zu sein, warum uns Tanz bewegt. „The viewer, watching a dance, is literally dancing along.“⁴⁵⁹ Studien zeigen, dass Tänzer_innen, wenn sie andere bei der Ausübung ihrer eigenen Disziplin sehen, intensiver „mittanzen“ als bei von ihnen nicht ausgeübten Tanzformen. Das liegt daran, dass wir nicht die Aktivierung von Muskeln und bestimmte vereinzelte Bewegungen wahrnehmen; sondern vielmehr reagiert die Resonanz auf ein bestimmtes Bewegungsvokabular, auf die Organisation der Bewegungen.⁴⁶⁰

Die Fähigkeit, die Bewegungen der uns Umgebenden zu spüren, bildet, laut Vittorio Gallese⁴⁶¹, die Basis, auf der sich Sozialisation und die Erfahrung des Gesellschaftlichen vollziehen.⁴⁶²

Zwar passieren diese neuromuskulären Aktivitäten nicht bewusst, sie sind Sprache und Kultur aber nicht entgegengesetzt. „Rather, the kinesthetic simulation of others’ actions establishes an empathetic connection among all humans who recognize in those actions an equivalent intention and goal.“⁴⁶³ Handlung sei also das zugrundeliegende Prinzip von sozialer Bindung. Foster verknüpft die Theorie der Kinästhetik mit der Theorie der Performativität, wie etwa Butler sie formuliert hat. Erstere fasse letztere quasi zusammen:

„The perceiver no longer performs a contact improvisation with the environment, but instead rehearses and simulates multiple roles, through his or her own actions as well as those of others. In the process of rehearsing these roles, individuals formulate a self, not as an entity that will then perform an action, but rather as performance itself.“⁴⁶⁴

Wir sind also sowohl durch unsere Handlungen als auch durch unsere Wahrnehmungen in die Gesellschaft eingebunden. Das heißt, auch in Performances, die nicht mit direkter Partizipation der Zuschauenden arbeiten, kommt es zu einer Kommunikation zwischen Akteur_innen und Publikum. Unsere Subjektwerdung ist, wie mit Butler in Abschnitt 2.1. gezeigt, abhängig von der Interaktion mit anderen. Diese Interaktion ist notwendigerweise durch den Diskurs strukturiert, auch unsere Wahrnehmung wird von diesem geformt. Wenn sich die Bewegungen anderer über die Wahrnehmung auf uns übertragen, impliziert das für die Praxis des inklusiven Tanzes, dass wir auf eine gewisse Art und Weise mit den Körpern auf der Bühne mittanzen, uns also mit diesen identifizieren. Ich möchte damit nicht sagen, dass wir uns als behindert wahrnehmen, sollten unsere Körper im Diskurs als nichtbehindert gelten. Wie für jeden anderen

⁴⁵⁹ Ebd., S. 54f.

⁴⁶⁰ Vgl. Ebd., S. 54f.

⁴⁶¹ Vgl. Gallese, Vittorio: „The Shared Manifold Hypothesis“, in: *Journal of Consciousness Studies* 8, 2001; zitiert nach: Foster: „Movement’s contagion“

⁴⁶² Vgl. Foster: „Movement’s contagion“, S. 55

⁴⁶³ Ebd., S. 55

⁴⁶⁴ Ebd., S. 56

Körper gilt: „We do not know what it means to move in that body.“⁴⁶⁵ Gehen wir aber mit Tervooren und Davis davon aus, dass der behinderte Körper den zerstückelten Körper assoziiert, dann ruft die Identifizierung mit dem als behindert konstruierten Körper das Abjekt hervor. Dieses ist Teil unserer Subjektivität und „ist nicht klar umgrenzt, vielmehr verweist es stets erneut auf Grenzziehungen, auf Durchbrechungen und Verschiebungen von Grenzen.“⁴⁶⁶ Die Wahrnehmung von inklusivem Tanz und die intersubjektive Kommunikation zwischen Tänzer_innen und Zuschauenden scheinen so die Dichotomie von Behinderung/Nichtbehinderung durchbrechen zu können, weil die scharfe Grenzziehung nicht aufrechterhalten werden kann.

4.2.2. Behinderte Körper im Tanz

“[D]ance can be a central, indeed, a crucial discourse for our time”⁴⁶⁷, schreibt Ann Cooper Albright in der Einleitung zu *Choreographing Difference. The Body and Identity in Contemporary Dance*. Auch sie geht davon aus, dass zeitgenössischer Tanz, indem er den reagierenden, antwortenden Körper („a responsive dancing body“) herausstelle, statische Repräsentationen von Geschlecht, Ethnie, Sexualität und physischer Fähigkeit und deren Einfluss auf unsere tägliche Erfahrung thematisieren und problematisieren kann.⁴⁶⁸ Durch eine Choreografie der Differenzen könne Tanz kulturelle Identitäten in Bewegung bringen, „unleashing them from their overly deterministic moorings while at the same time revealing their somatic ground.“⁴⁶⁹ ‚Somatisch‘ impliziert im Sinne Albrights eine sowohl körperliche als auch mentale Intelligenz.⁴⁷⁰ Dass dieses Körperwissen diskursiv geformt wird, wurde oben gezeigt. Der tanzende Körper verwehrt die Konstruktion einfacher Dichotomien. Weder erscheint der Körper im zeitgenössischen Tanz als passive Oberfläche, auf die politische und gesellschaftliche Ideologien einfach aufgedruckt werden, noch als essentielles, natürliches – vordiskursives – Phänomen. Es zeigt sich vielmehr, wie Körper durch kulturelle Repräsentationen von Identität geformt werden, diesen aber auch widerstehen.⁴⁷¹ Da Tanz in der Repräsentation lebender, sich bewegendes Körper begründet ist, so schreibt Albright in Bezug auf den „male gaze“, hätte er das Potential dem repressiven Paradigma, das die kulturellen Repräsentationen des weiblichen Körpers anleitet, zu widerstehen und es zu stören.

⁴⁶⁵ Koppers: *Disability and Contemporary Performance*, S. 58

⁴⁶⁶ Tervooren: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit“, S. 287

⁴⁶⁷ Albright: *Choreographing Difference*, S. XIII

⁴⁶⁸ Vgl. Ebd., S. XIII

⁴⁶⁹ Ebd., S. XIII

⁴⁷⁰ Vgl. Ebd., S. 191, Anmerkung 2

⁴⁷¹ Vgl. Ebd., S. XIV

„In place of this male gaze was a way of looking at dance that [...] opened up the possibility of seeing not only the dancer's body in motion but her subjectivity experience of that motion as well.“⁴⁷² Zwar handelt es sich bei den oben beschriebenen Performances von Carrie Sandahl und Mary Duffy nicht um Tanzperformance, doch auch sie haben ihre Körper auf eine Art und Weise inszeniert, die die Zuschauenden zwang, ihre Blicke auf diese zu hinterfragen und zu ändern. Was Albright bezüglich des „male gaze“ vorschlägt, gilt also auch für den klinischen Blick, der in unserer Gesellschaft eine dominante Form des Sehens von Behinderung darstellt. Durch das Brechen des Blicks sind die Performerinnen aus der ihnen zugeschriebenen Rolle als Objekte (einer Information) ausgebrochen, um sich als Subjekte einer Kommunikation zu positionieren. Wie in Abschnitt 1.3.3 mit Wolff ausgeführt, muss die Inszenierung der Körper – ihrer Subjekte – bestimmte Bedingungen erfüllen, um Gefahren der Körperpolitik zu vermeiden und den Körper in seiner diskursiven Konstruktion zu zeigen. Damit dieser nicht Objekt hegemonialer Lesarten bleibt, sollte eine Interaktion, eine intersubjektive Kommunikation, mit den Zuschauenden ermöglicht werden. Das passiert, laut Albright, sobald sich der Akt des Zuschauens in den des Bezeugens verändert. Wir alle haben unterschiedliche Vorstellungen davon, welche Art von Tanz angenehm zu sehen ist. „These expectations are culturally constructed and yet experienced somatically on a very deep muscular level.“⁴⁷³ Die Wahrnehmung von Tanz bedeutet, laut Albright „more than a flat visual gaze, it also means attending to kinesthetic, aural, somatic and spatial sensations“⁴⁷⁴ – sie fordert also ein Sehen mit dem ganzen Körper. Wenn unsere Erwartungen nicht erfüllt werden, sobald es also nicht mehr angenehm ist zuzuschauen, verwandle sich das Zuschauen in Bezeugen. „To witness something implies a responsiveness, the response/ability of the viewer toward the performer.“⁴⁷⁵ Das ist dann kein konsumierender Blick mehr. „In contrast, what I call witnessing is much more interactive, a kind of perceiving (with one's whole body) that is committed to a process of mutual dialogue.“⁴⁷⁶ Wie oben ausgeführt, sind es kinästhetische Prozesse, die unseren gesamten Körper in der Wahrnehmung von Tanz involvieren und so zu einem Sehen mit dem ganzen Körper führen.

Der zeitgenössische Tanz ist, laut Albright, gekennzeichnet durch sein Potential die Dynamiken des tradierten Sehens zu verändern. Besonders durch die Thematisierung sozialer, politischer und sexueller Differenzen – die den Zuschauenden nicht nur die kulturelle Identität der Performer_innen bewusst werden lassen, sondern auch ihre eigene kulturelle Positionierung –

⁴⁷² Ebd., S. XVIII

⁴⁷³ Ebd., S. XIX

⁴⁷⁴ Ebd., S. XIX

⁴⁷⁵ Ebd., S. XXII

⁴⁷⁶ Ebd., S. XXII

wird die Involvierung des Publikums gesteigert und so der konsumierende Blick in ein aktives Bezeugen transformiert.⁴⁷⁷ Durch die Hypervisibilität des behinderten Körpers scheint inklusiver Tanz das Aufbrechen tradierter Blicke in besonderer Weise zu bedingen. Albright stellt fest, dass Tanz traditionell den nichtbehinderten Körper privilegiert hat.⁴⁷⁸ Und auch wenn sich das Aussehen von Tänzer_innen über die Zeit verändert, so ist in der westlichen Gesellschaft doch immer noch ein idealisiertes Bild, das sich an klassischen Vorstellungen der perfekten Ballerina orientiert, vorherrschend. Damit ist, besonders in Bezug auf Tänzerinnen, ein voyeuristischer Blick impliziert. Wie lässt sich dieser (männliche) Blick, durch den auch kräftige, muskulöse Körper weiblicher Tänzerinnen – wenn sie auf bestimmte Arten der Repräsentation gerahmt sind – objektiviert werden, durchbrechen? „[W]hat kind of body would it take to fracture this visual contract – a disabled one?“⁴⁷⁹ Kann der traditionelle, voyeuristische Blick gebrochen und umgearbeitet werden, wenn Körper ins Blickfeld kommen, die das idealisierte Bild der Körper von Tänzer_innen radikal hinterfragen?

„[T]he disabled body is supposed to be covered up or hidden from view, to be compensated for or overcome (either literally or metaphorically) in an attempt to live as ‚normal‘ live as possible. When a disabled dancer enters the stage, he or she stakes claim to a radical space, an unruly location where disparate assumptions collide.“⁴⁸⁰

Das Aufeinandertreffen von Tanz und Behinderung eröffnet, laut Albright, einen Raum, in dem die ineinander verwobenen Konstruktionen von physischer Fähigkeit, Subjektivität und kultureller Sichtbarkeit erforscht werden können.⁴⁸¹ Ideologische und symbolische Bedeutungszuschreibungen an behinderte Körper, wie sie in Kapitel 3 beschrieben wurden, können durch die Erfahrung konkreter Körper hinterfragt werden. Während behinderte Menschen auf ihren Körper reduziert werden, die als so überwältigend materiell eingeschätzt wird, dass sie kaum mehr als die alltägliche Bedürfnisbefriedigung zulasse,⁴⁸² lasse uns inklusiver Tanz erkennen, dass „while a dance performance is grounded in the physical capacities of a dancer, it is not limited by them.“⁴⁸³

Da Tanz den Körper an sich in der Repräsentation sichtbar mache, könne inklusiver Tanz dazu beitragen unsere Wahrnehmung von Körpern zu verändern. Dabei könne es nicht darum gehen die Behinderung zu überwinden, um sich dem klassischen Ideal von Tänzer_innenkörpern anzunähern, vielmehr müsse die Kategorie Tänzer_in durch Inklusion neu figuriert werden.⁴⁸⁴

⁴⁷⁷ Vgl. Ebd., S. XXII

⁴⁷⁸ Vgl. Ebd., S. 56

⁴⁷⁹ Ebd., S. 57

⁴⁸⁰ Ebd., S. 58

⁴⁸¹ Vgl. Ebd., S. 58

⁴⁸² Vgl. Ebd., S. 60

⁴⁸³ Ebd., S. 58

⁴⁸⁴ Vgl. Ebd., S. 62 und S. 65

Durch das Herausstellen der Körper, die sich den Normen, die sie regulieren, nie ganz fügen, können die Risse, Brüche und Abweichungen, die in der Materialisierung entstehen, erweitert und damit tradiertes Wissen auf die Probe gestellt werden. „[W]here knowledge shifts into a physical dialogue“⁴⁸⁵, kann als gesichert geltendes Wissen hinterfragt werden. Zugleich muss aber, laut Koppers, die Bedeutung des Körpers an sich problematisiert werden – gerade weil behinderte Menschen allzu oft auf ihre – als vordiskursiv konstruierte – Körperlichkeit reduziert werden. „Disabled performance can be seen as powerful, active incursions into the conceptual space of art: neither disabled nor non-disabled performers just ‘are’ – they position themselves on stage and in discourse.“⁴⁸⁶ Im letzten Abschnitt werde ich der Frage nachgehen, wie Michael Turinsky in seiner Performance *heteronomous male* seinen Körper als präsenten Körper hervorbringt und damit kinästhetische Prozesse hervorruft; und wie er zugleich die diskursive Konstruktion von Behinderung aufzeigt.

4.3. *heteronomous male*

In seiner dreißigminütigen Soloperformance *heteronomous male* verhandelt der seit seiner Geburt körperbehinderte Wiener Tänzer, Choreograf und Philosoph Michael Turinsky Möglichkeiten einer fremdbestimmten Männlichkeit und des inklusiven Tanzes an sich. Er bewegt sich dabei im Spannungsfeld „[...] der Eigengesetzlichkeit des behinderten Körpers einerseits und der Gesetzeskraft von Choreografie und Sozietät andererseits [...]“⁴⁸⁷ sowie von Körperlichkeit und Intellektualität. Die Performance ist keine bloße Darbietung der spezifischen Ästhetik des behinderten Körpers, sondern reflektiert diese Ästhetik zugleich.

4.3.1. Aufführungsbeschreibung

heteronomous male war im Juli 2013 im Rahmen der [8:tension] *Young Choreographers’ Series* des internationalen Tanzfestivals *ImPulsTanz* in Wien zu sehen. Gezeigt wurde die Performance im Schauspielhaus, also in einem ‚klassischen‘ Theaterraum. Die Bühne erhebt sich vor dem in Reihen sitzendem Publikum, jedoch wird die Rampe im Laufe der Aufführung sowohl durch die physischen Bewegungen der Assistentin Turinskys als auch durch dessen

⁴⁸⁵ Koppers: *Disability and Contemporary Performance*, S. 58

⁴⁸⁶ Ebd., S. 59

⁴⁸⁷ Michael Turinsky in: *ImPulsTanz. Vienna International Dance Festival #30. Medieninformation*, Wien: ImPulsTanz 2013, S. 248

http://www.impulstanz.com/download.php?file=pressfiles/Pressemappe_ImPulsTanz_komprimiert.pdf&sa=U&ei=FFF7VPmnGavRygPpq4F4&ved=0CBMQFjAA&usg=AFQjCNHw3-VR7Li2X_5EZlbOgGunidWb8g
Zugriff am 30.11.2014

eindeutiges Ansprechen der Zuschauenden überwunden. Im rechten vorderen Bereich der Bühne stehen ein massiver Tisch und dahinter ein Sessel. Die gesamte Rückwand der Bühne ist mit einer weißen Leinwand bedeckt, auf die später der vom Performer großteils auf Deutsch gesprochene Text in englischer Übersetzung projiziert wird.

Zu Beginn der Performance schiebt eine junge Frau den im Rollstuhl sitzenden Turinsky ins linke hintere Eck der Bühne, fixiert die Bremsen des Rollstuhls und legt ihn nach hinten um. Nachdem sie abgegangen ist, breitet der nun auf dem Rücken liegende Tänzer seine Arme seitlich aus und hebt seinen Unterkörper aus dem Rollstuhl indem er seine Beine links davon zum Boden führt. Er rollt sich auf den Bauch, sein rechter Arm schlägt nach vorn auf den Boden. Kurze Zeit später, nun auf dem Rücken liegend, lässt er sein Becken in die Höhe schnellen. Der Körper des Performers ist zerebral gespannt⁴⁸⁸, seine Bewegungen sind zunächst bodennah. In den ersten zwei Dritteln der Performance herrscht ungewohnte Stille, es wird noch keine Musik eingespielt. Man hört die Geräusche, die die Bewegungen Turinskys erzeugen. Wir haben so die Zeit und den Raum uns auf die außergewöhnliche Körperlichkeit dieses Tänzers einzulassen.

Auf den Knien geht der Performer zu dem vorhin erwähnten Tisch. Vor, neben, hinter und auf diesem Sinnbild des philosophischen Denkens, spricht er seine zum Theatertext gewordenen Reflexionen zum inklusiven Tanz. Auf diese werde ich vor allem in Abschnitt 4.3.4 zurückkommen.

„When I was a child I dreamed of becoming a football coach. Now instead...“⁴⁸⁹ Turinsky spricht nicht weiter. Stattdessen steht er vom Sessel auf und geht auf die Knie. Zu sphärischer Musik, die durch ihre weiten Klangflächen gleichsam den Raum zu öffnen scheint, ist das letzte Drittel der Performance rein der tänzerischen Darbietung gewidmet. Als die Musik ausgeht, bewegt sich der Tänzer auf den Knien zurück zum Rollstuhl, der noch immer im linken hinteren Eck der Bühne liegt. Er stellt diesen auf und geht, nachdem er aufgestanden ist, langsam um ihn herum, um sich hinein zu setzen. Dann fährt er in die Mitte der Bühne, überschlägt seine Beine und wirft, bevor das Licht ausgeht, einen erwartungsvollen Blick ins Publikum.

4.3.2. Fremdbestimmte Männlichkeit

Schon dem Titel lässt sich entnehmen, was auch an Turinskys Kostüm erkenntlich wird: verhandelt werden soll die Möglichkeit einer Männlichkeit, die nicht tradierten Rollenbildern

⁴⁸⁸ Vgl. zu dieser Formulierung: Erhart, Tanja: *Be_hinderung hat Potential ... im und durch den inklusiven Tanz : kultur- und sozialanthropologische Blicke auf be_hinderte Tänzer_innen – ihre verkörperte Vielfalt, Identität und Performativität*, Diplomarbeit, Universität Wien, Fakultät für Sozialwissenschaften 2012, S. 73

⁴⁸⁹ *heteronomous male*, 19'05''-19'25'' der Aufzeichnung

entspricht. Der bloßfüßige Performer hat kurzgeschorene Haare, trägt Jeans und ein offenes Jackett. Dadurch wird der Blick auf den nackten Oberkörper freigegeben und die Lesbarkeit des Körpers als männlichen Körper betont.

Der Titel *heteronomous male* lässt sich auf mehrere Arten lesen. „heteronomous“ bedeutet fremdbestimmt. Wie im zweiten Kapitel mit Butler ausgeführt, ist unsere Subjektwerdung abhängig von einem Diskurs, den wir uns nicht ausgesucht haben. Das Subjekt ist, um gesellschaftlich anerkannt zu werden, gezwungen, Kategorien anzunehmen, die es nicht selbst hervorgebracht hat. In einer Gesellschaft, in der – unter anderen regulierenden Regimen – die normative Heterosexualität wesentlich die Materialisierung der Körper bestimmt, ist das Geschlechtlich-Werden des Subjekts eine Bedingung seiner Intelligibilität. Durch Anrufungen und Zuschreibungen gelangen wir in das Feld des Diskurses und der Macht; in dieser Unterwerfung konstituiert sich zugleich unsere Handlungsfähigkeit. Fremdbestimmt ist unsere Geschlechtsidentität also insofern, als dass der Diskurs schon existiert, bevor wir in ihn eintreten. Wie mit Butler und Tervooren, die Lacan und Kristeva folgt, gezeigt, ist das Subjekt nie autonom. Abhängigkeit ist eine Grundbedingung der Subjektwerdung. Das Ich entsteht erst in seiner Bindung an andere. Die das Subjekt konstituierende Abhängigkeit wird aber verdrängt – sie wird zum Abjekt. Die Verdrängung der realen Zerrissenheit des Subjekts führt zur Illusion und Konstruktion eines sich selbst genügenden, unabhängigen Ichs. „This construction of the self as an autonomous individual has always been problematic for women and men who are implicated in various threads of interdependence, but it is particularly so for people who need daily physical assistance with their lives.“⁴⁹⁰ Die erste Lesart des Titels hängt unweigerlich mit der zweiten zusammen. Denn in der westlichen Gesellschaft wird vor allem Männlichkeit konstruiert als unabhängig, stark, autonom. Deshalb ist das Geschlechtlich-Werden von behinderten Männern oft verbunden mit einem Scheitern an den Normen, die Männlichkeit regulieren.⁴⁹¹ Geschlechtlichkeit wird in den behinderten Körper ganz anders eingeschrieben als in den nichtbehinderten Körper.⁴⁹² Heike Raab geht, unter Bezugnahme auf Butler, davon aus, dass eine Dekonstruktion von Geschlechterkategorien durch queernde Körperpolitiken für behinderte Menschen schwer möglich ist, da diesen oft die Anerkennung ihrer Geschlechtlichkeit und Sexualität verweigert wird.

„Demzufolge sollten verqueernde Körperpolitiken im Sinne der Disability Studies eher ein strategisches Konfiszieren von Geschlecht anstreben. Damit meine ich eine Form des Einschreibens von Geschlechtlichkeit in die Geschlechterordnung, die zugleich die

⁴⁹⁰ Albright: *Choreographing Difference*, S. 61

⁴⁹¹ Vgl. Köbsell: „Gendering Disability“, S. 22f.

⁴⁹² Vgl. Albright: *Choreographing Difference*, S. 76

paradoxe Option bereitstellt, heteronormative Körpernormen zu subvertieren und Geschlechterhierarchien anzufechten.“⁴⁹³

Wenn Turinsky seinen Körper als männlichen Körper inszeniert, dann erhebt er Anspruch auf die Identitätskategorie ‚Mann‘ und erweitert sie zugleich. Er zeigt damit auch das Scheitern der politischen Kategorie abgeschlossene und starre Identitäten hervorzubringen. Die Risse, Brüche und Abweichungen, die in der Wiederholung der Normen entstehen, und aus deren Ausschluss sich das Konstrukt der hegemonialen Männlichkeit konstituiert, werden ersichtlich.

„When dancers take place in front of the spotlight, they are often displayed in ways that accentuate the double role of technical prowess and sexual desirability (the latter being implicit in the very fact of a body’s visual availability).“⁴⁹⁴ Hingegen, so Albright weiter, werde erwartet, dass der behinderte Körper versteckt, kompensiert oder überwunden wird. Behinderte Tänzer_innen stiften also weitere Verwirrung in Zuschreibungen und Kategorien – sie bringen, durch die Präsenz ihrer Körper, diese als begehrenswerte Körper hervor. Ich habe mit Butler beschrieben, wie bestimmte Formen des Begehrens aufgrund des heterosexuellen Imperativs durch die Verinnerlichung des Verbots verworfen werden. Laut Turinsky vollzieht sich die Ausgrenzung behinderter Menschen als mögliche Liebesobjekte auf ganz ähnliche Weise. Eine körperliche Behinderung kann zwar in Partnerschaft und Sexualität zu realen Problemen führen, doch diese seien wiederum durch die symbolische Ordnung überdeterminiert.⁴⁹⁵ Wenn wir also davon ausgehen, dass der Tänzer_innenkörper allein durch seine Präsenz Begehren erweckt und diese Präsenz zugleich die je spezifische Körperlichkeit behinderter Tänzer_innen betont, dann hat inklusiver Tanz das Potential, das verworfene Begehren gleichsam aufzurütteln und die Möglichkeiten des Begehrens zu erweitern.

Das vorgestellte „hetero-“ – und das wäre die dritte Lesart des Titels – zeigt an, dass etwas verschieden, fremd, anders ist.⁴⁹⁶ In Kapitel 3 habe ich gezeigt, wie körperliche Differenzen (zu einem idealen Konstrukt des ‚normalen‘ Körpers) je nach gesellschaftlichem Narrativ diskursiv aufgeladen und behinderte Menschen in der Folge als das Andere konstruiert werden, das diszipliniert, normalisiert oder ausgeschlossen werden muss. Indem er die spezifische Ästhetik des behinderten Körpers im Tanz zeigt, erweitert Turinsky die Kategorie des Tänzers; durch die Hervorbringung seiner Subjektivität greift er zugleich normierte gesellschaftliche Vorstellungen des Menschlichen an. Auf diese spezifische Ästhetik und die Hervorbringung

⁴⁹³Vgl. Raab, Heike: „Shifting the Paradigm: ‚Behinderung, Heteronormativität und Queerness‘“, in: Jacob/Köbsell/Wollrad: *Gendering Disability*. S. 73- 94, hier S. 81

⁴⁹⁴ Albright: *Choreographing Difference*, S. 58

⁴⁹⁵ Vgl. Turinsky: „Das abscheuliche Genießen“, S. 19; den Begriff der Überdeterminierung verwendet Turinsky in Analogie zu seiner Verwendung bei Luis Althusser.

⁴⁹⁶ Vgl. den Eintrag „hetero-“, in: Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache/Kluge*. Bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin/New York: de Gruyter²⁴ 2002, S. 410

der Subjektivität werde ich im nächsten Abschnitt genauer eingehen. Zunächst nur so viel: Er erobert damit zugleich einen Raum, verweigert sich der Marginalisierung, der Disziplinierung, lässt die Differenz zu und zerschlägt allzu einfache Zuschreibungen. Damit wirft die Performance eine weitere Frage auf: Inwieweit sollte dieser Mensch fremdbestimmt sein? Es geht mir bei dieser Frage nicht so sehr um eine Fremdbestimmung, die durch den Bedarf täglicher (körperlicher) Assistenz entsteht, sondern um den gesellschaftlichen Umgang mit Menschen, deren Körper nicht der Norm der Nichtbehinderung entsprechen. Verwiesen wird damit auf das Recht auf Selbstbestimmung in einer inklusiven Gesellschaft.

4.3.3. „Der zerrissene Körper im Tanz“⁴⁹⁷

Ich habe oben von einer spezifischen Ästhetik in Bezug auf Turinskys Körperlichkeit gesprochen und werde diese nun anhand zweier Sequenzen beschreiben. Der Tänzer selbst hat seine Körperlichkeit in einem von Corinne Eckenstein geführten Interview zu *S*Cargo* – einer Inszenierung des Orpheus-Motivs von Bert Gstettner – folgendermaßen beschrieben:

„Orpheus hat seinen Tod dadurch gefunden, dass er von den Mänaden zerrissen wurde und diese Zerreißung habe ich in gewisser Weise mit meiner eigenen Körpererfahrung in Verbindung gesetzt. In der psychoanalytischen Theorie von Lacan gibt es den Begriff des zerstückelten Körpers, dass das Baby am Beginn seiner Entwicklung kaum Kontrolle über seine einzelnen Körperteile hat, und ich denke, dass es eine Erfahrung ist, die in besonderer Weise auch die Körperlichkeit von spastischen oder von Menschen mit Zerebralparese auszeichnet.“⁴⁹⁸

Wie Fischer-Lichte schreibt, ist ein Aspekt des Performativen „mit der Re-Iteration oder Wiederholung von in der Kultur bestehenden Handlungsvollzügen gegeben, die als solche in einem veränderten Kontext wiedererkannt werden können, wie z.B. das Zitieren einzelner Gesten.“⁴⁹⁹ *heteronomous male* beginnt mit der Reiteration eines Bildes, das hegemonialen Vorstellungen von Behinderung entspricht. Ein junger Mann im Rollstuhl wird von einer jungen Frau auf die Bühne geschoben. Sie kippt den Rollstuhl nach hinten und überlässt den Mann sich selbst. Anstatt jedoch hilflos liegen zu bleiben, verlässt dieser den Rollstuhl. Der Tänzer verlässt also den Rollstuhl, „überwindet“ damit aber nicht die Behinderung. Zugleich durchbricht die Inszenierung aber allzu einfache Konstrukte des behinderten Körpers als an den „Rollstuhl gefesselten“ Körpers. Der Tänzer scheint jedoch nicht anzustreben, hegemonialen Normen des kontrollierten Körpers zu entsprechen und die Behinderung zu verstecken oder zu kompensieren. Nicht nur wird der „Eigengesetzlichkeit des behinderten Körpers“⁵⁰⁰ Raum

⁴⁹⁷ Eckenstein: „Der zerrissene Körper im Tanz“

⁴⁹⁸ Ebd., S. 48

⁴⁹⁹ Fischer-Lichte: „Performativität/performativ“, S. 240

⁵⁰⁰ Turinsky in: *ImPulsTanz. Medieninformation*, S. 248

gegeben, vielmehr wird diese im Laufe der Performance explizit hervorgebracht. Das Verlassen des Rollstuhls ist so auch kein schnelles Aufstehen, sondern vollzieht sich wie folgt: Im umgelegten Rollstuhl, also mit dem Rücken am Boden liegend, breitet der Tänzer seine Arme seitlich aus. Dann hebt er das Gesäß an, aus dem Rollstuhl heraus; die Beine zeigen, leicht angewinkelt, in die Höhe. Er reibt seine Füße aneinander, bis er schließlich den rechten Fuß auf der Sitzfläche des Rollstuhls abstützt und das linke Bein, gefolgt von Becken und rechtem Bein, langsam zu Boden führt. Dann rollt er sich weiter auf den Bauch, das Gesicht ist auf den Boden gepresst. Sein rechter Arm schnellt nach vorne und schlägt auf den Boden.⁵⁰¹

Das alles geschieht unter körperlicher Spannung. Der Tänzer vollzieht die Bewegungen langsam – die beschriebene Sequenz geht über gut drei Minuten. Seine Bewegungen haben eine spezifische Ästhetik, sie wirken nicht selbstverständlich und bringen den Performer in besonderer Weise als *embodied mind* hervor, indem das Wechselspiel von Körper und Geist sich zu zeigen scheint. Die Präsenz des Körpers – die sowohl auf der Hypervisibilität, aber vor allem auf dem tänzerischen Trainings Turinskys beruht – lässt die Zuschauenden die Bewegungen in ihrem Vollzug miterleben, sie nachempfinden. So werden in besonderem Maße kinästhetische Prozesse hervorgerufen.

Nachdem Turinsky über den inklusiven Tanz reflektiert hat – auf seine Theorien werde ich im folgenden Abschnitt eingehen – bewegt er sich auf den Knien, die Arme über den Kopf gehoben und mit der rechten Hand das linke Handgelenk fassend, zur Mitte der Bühne. Er lässt sich nach hinten fallen, breitet die Arme aus und hebt zugleich das Becken in die Höhe. Damit setzt die Musik ein. Turinsky bewegt sich – hauptsächlich auf den Knien, die Arme über den Kopf gehoben – über die gesamte Bühne. Immer wieder lässt er sich fallen, verharrt mit angehobenem Becken, nur Schultern, Kopf und Füße am Boden, um dann wieder auf die Knie zu kommen.⁵⁰²

Sein Bewegungsrepertoire und seine Körperlichkeit brechen mit Sehgewohnheiten; sie entsprechen weder den Standards des klassischen noch des zeitgenössischen Tanzes. Wolff schreibt in Bezug auf den postmodernen Tanz, dass dieser den Tanz an sich dekonstruiert, die Operationen und Aktionen des Körpers offenlegt, und dadurch den Körper das erste Mal in einer politischen Art und Weise gebraucht.⁵⁰³ Durch seine spezifische Körperlichkeit und die Inszenierung ebendieser zieht auch Turinsky die Aufmerksamkeit der Zuschauenden auf die Medialität des Tanzes und des Körpers. Dies kann auch gelesen werden als „die konsequente Zurückweisung der Ideale etwa einer zeitgenössischen Improvisationspraxis à la William

⁵⁰¹ *heteronomous male*, 00'45''-04'05'' der Aufzeichnung

⁵⁰² *heteronomous male*, 20'00''-28'10'' der Aufzeichnung

⁵⁰³ Vgl. Wolff: „Reinstating Corporeality“, S. 137

Forsythe, welche die bruchlose, virtuose kinästhetische Live-Übersetzung eines kontinuierlichen Informationsflusses zu vervollkommen sucht.“⁵⁰⁴

4.3.4. Inklusiver Tanz als „strauchelnde Gestik“⁵⁰⁵

„Wenn nun die körperliche Einschreibung einer Instruktion beziehungsweise eines Gesetzes, welches sich auf die Performativität des Subjekts bezieht, am behinderten Körper in spezifischer Weise scheitert, wie kann nun dieses spezifische Scheitern der körperlichen Einschreibung des Gesetzes für eine kritische choreografische Praxis fruchtbar gemacht werden?“⁵⁰⁶

Diese Frage stellt Turinsky in *heteronomous male* – und mit seiner Choreografie macht er die ersten Schritte ihrer Beantwortung. So wehrt er sich durch das ostentative Verwenden seiner philosophischen Texte gegen die Reduzierung auf den Körper.

Was ich vorhin als spezifische Ästhetik der Bewegungen des Tänzers bezeichnet habe, lässt sich nun mit Turinskys Überlegungen genauer erklären. Erst neben dem Tisch kniend, dann ein Tischbein mit den Beinen umschlingend und mit den Händen fassend, spricht er das Ende seines Aufsatzes „Strauchelnde Gesten. Zu einer politischen Ontologie inklusiven Tanzes“. Auch an seiner Art zu sprechen wird die besondere Körperlichkeit des Tänzers deutlich; diese zieht unsere Aufmerksamkeit auf die Stimme als Medium. Es sind nicht ganz einfache theoretische Reflexionen, die der Performer hier zu vermitteln sucht:

„Statt entweder dem Imperativ der Unterordnung immaterieller Arbeit unter das Kapital zu gehorchen und den Körper der störungsfreien, transparenten Vermittlung eines bestimmten ‚Themas‘ zu unterwerfen, oder aber auf Kosten der Verarmung inklusiven Tanzes den Körper von allen thematischen Bezügen zu befreien, eröffnet inklusive Tanzpraxis einen Raum (im buchstäblichen wie ebenso im metaphorischen Sinn), worin die eigensinnige, opake Medialität strauchelnder behinderter Körper einerseits und ein bestimmtes choreographisches ‚Sujet‘ andererseits in ein produktives Spannungsverhältnis zueinander gesetzt werden und worin ebendieses produktive Spannungsverhältnis als Wert eigener Art zur Darstellung kommt.“⁵⁰⁷

Die Anstrengung des Publikums, seinen Worten zu folgen, spiegelnd, lässt Turinsky sich, nachdem er diese gesprochen hat, mit dem Rücken zu Boden fallen.⁵⁰⁸

⁵⁰⁴ Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 53

⁵⁰⁵ Ebd., S. 53

⁵⁰⁶ *heteronomous male*, 16‘45“-17‘35“ der Aufzeichnung

⁵⁰⁷ Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 54f.

⁵⁰⁸ *heteronomous male*, 10‘40“-13‘00“ der Aufzeichnung

Er geht in „Strauchelnde Gesten“, im Anschluss an Agamben⁵⁰⁹ und Lepecki⁵¹⁰, von einem Verlust der Geste beziehungsweise von einem Verlust ihrer Natürlichkeit und Unbefangenheit aus, der „als Effekt der Unterordnung der Bewegung unter den gesellschaftlichen Zweck der Kapitalakkumulation zu begreifen“⁵¹¹ ist. Die Unterordnung unter das Kapital geschieht nicht von selbst, sondern muss ständig reproduziert werden. Dies geschieht mittels Ideologie wie Turinsky mit Rückgriff auf Althusser feststellt.⁵¹² Wie diese Ideologie auch psychisch und körperlich verinnerlicht wird, wurde oben mit Butler und Foucault beschrieben.

In der gegenwärtigen westlichen Gesellschaft ist der Großteil der geleisteten Arbeit immaterielle Arbeit. Es handelt sich also um Arbeitsprozesse in denen die Kommunikation, der Austausch und die Übertragung von Daten und Informationen sowie von Affekten im Vordergrund stehen. Insofern kann immaterielle Arbeit, laut Turinsky, als mediale Arbeit begriffen werden. Und zwar in dem Sinne in dem Sybille Krämer Medialität konzeptualisiert hat. Sie hat in *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität* darauf hingewiesen, dass Medien im Prozess der Übertragung hinter das von ihnen übertragene Andere zurücktreten. Sichtbar werden sie lediglich in der Störung.⁵¹³ Immaterielle Arbeit ist also mediale Arbeit insofern das die Übertragungsprozesse leistende Medium – der menschliche Körper – in seiner Materialität hinter das zu Übertragende zurück tritt.⁵¹⁴ Die Ideologie mittels derer die Unterordnung unter das Kapital gewährleistet wird, lässt sich laut Turinsky folgendermaßen formulieren:

„Wir haben es mit einem gesellschaftlichen Imperativ zu tun, der den Körpern eine Bewegung vorschreibt, in welcher die Körper selbst in ihrer Materialität zugunsten störungsfreier (zumeist affektiver) Übertragungsprozesse möglichst ‚unsichtbar‘ bleiben.“⁵¹⁵

Hier bietet sich gewissermaßen eine Angriffsfläche für inklusive Tanzpraxis:

„Als politische Praxis sui generis befreit inklusive Tanzpraxis behinderte Körper aus ihrer Unterordnung unter bestimmte Zwecke, befreit behinderte Körper aus ihrer Unterordnung unter das Prinzip störungsfreier, transparenter Übertragung, erhebt deren spezifische Medialität, deren opake Materialität zum Wert und bringt behinderte Körper in dieser spezifisch opaken Medialität zur Darstellung, indem sie sich zunächst als

⁵⁰⁹ Vgl. Agamben, Giorgio: „Noten zur Geste“, in: Schmutz, Hemma/Tanja Widmann (Hg.): *Dass die Körper sprechen, auch das wissen wir seit langem. That bodies speak has been known for a long time.* Köln/Wien: Verlag der Buchhandlung Walther König/Generali Foundation 2004, S. 39-48

⁵¹⁰ Vgl. Lepecki, André: *Option Tanz. Performance und die Politik der Bewegung*, Berlin: Theater der Zeit 2008 (=Recherchen 50) (Orig. *Exhausting Dance. Performance and the politics of movement*, New York/London: Routledge 2006)

⁵¹¹ Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 52

⁵¹² Ebd., S. 52

⁵¹³ Vgl. Krämer, Sybille: *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2008, S. 27-30

⁵¹⁴ Vgl. Ebd. S. 52f.

⁵¹⁵ Turinsky: „Strauchelnde Gesten“, S. 53

Stocken und Brechen des Bewegungsflusses ereignet. Inklusiver Tanz ist strauchelnde Gestik!“⁵¹⁶

Allerdings beschränkt sich inklusiver Tanz nicht auf die Darstellung der besonderen Medialität behinderter Körper, sondern besteht ebenso in der Inszenierung und Darbietung eines bestimmten choreografischen Themas. Im produktiven Spannungsverhältnis der spezifischen Materialität und Medialität behinderter Körper und dem darzustellenden Thema bestehen laut Turinsky das besondere politische Sein und der eigene Wert inklusiven Tanzes.⁵¹⁷

Wenn wir davon ausgehen, dass sich das choreografische Thema der besprochenen Performance aus dem Umschreiben der Kategorie Tänzer_in, dem strategischen Konfiszieren von Geschlechtlichkeit im Sinne Raabs und aus Turinskys Reflexionen zu inklusivem Tanz zusammensetzt, dann ergibt sich quasi von selbst, dass der Körper des Performers hier kein unsichtbarer Vermittler ist, der hinter das zu übertragende Thema zurücktritt. Diese Präsenz des Körpers verschränkt ganz logisch die Kritik an dem von Turinsky konstatierten zeitgenössischen gesellschaftlichen Imperativ und die Kritik an hegemonialen Vorstellungen von Männlichkeit sowie von Behinderung.

Sich der Reduzierung auf seinen Körper verweigernd – dessen Besonderheit aber durch die performative Inszenierung zugleich zum Wert erhoben wird – changiert der Performer in *heteronomous male* permanent zwischen der Hervorhebung der Körperlichkeit und des Intellekts, wodurch die Unhaltbarkeit der Dichotomie deutlich wird. Aber nicht nur die Dichotomie von Geist und Körper wird hier, durch die performative Hervorbringung des Intellekts als stets an den materiellen Körper Gebundenes, angegriffen. Gleichzeitig wird der Tänzerkörper gezeigt als oszillierend zwischen der Abhängigkeit von anderen und Selbstständigkeit und Stärke.

Michael Turinsky zeigt in *heteronomous male*, was uns Theorien, die von der Konstruktion von Kategorien wie Geschlecht und Nicht_Behinderung durch gesellschaftliche Prozesse ausgehen, sagen. Passt die erste Szene des Solos noch in hegemoniale Vorstellungen von Behinderung als hilfloser Zustand, werden diese gleich anschließend in Frage gestellt. Durch die performative Hervorbringung seiner spezifischen Körperlichkeit und der gleichzeitigen Betonung des Intellekts werden vorherrschende Dichotomien ebenso subvertiert wie durch die Inszenierung des Körpers als männlichen Körper hegemoniale Männlichkeitskonstrukte erweitert werden. Damit zeigt sich, dass Subjekte, wie Butler schreibt, die Kategorien, die ihnen zugewiesen werden, nie ganz erfüllen – beziehungsweise vielmehr über diese hinausgehen.

⁵¹⁶ Ebd., S. 53

⁵¹⁷ Vgl. Ebd., S. 54

Zugleich wird der spezifischen Ästhetik, Materialität und Medialität des beeinträchtigten Körpers Raum gegeben. Dass die Kritik an hegemonialen Geschlechterkonstruktionen sowie an Prozessen der Behinderung immer auch verknüpft sein sollte mit der Kritik an neoliberalen Körnernormen beziehungsweise dem gesellschaftlichen Imperativ der Unterordnung der Körper unter die Kapitalakkumulation wird spätestens durch die Zusammenführung Turinskys praktischer und theoretischer Arbeit deutlich.

4.3.5. Inklusiver Tanz als subversive Praxis

Im Tanz zeigt sich eine Grundbedingung des menschlichen Seins besonders: Der menschliche Körper befindet sich ständig im Werden,

„im Prozess einer permanenten Transformation. Für ihn kann es keinen Ist-Zustand geben; er kennt Sein nur als Werden, als Prozess, als Veränderung. Mit jedem Atemzug, jedem Lidschlag, jeder Bewegung bringt er sich neu hervor, wird ein anderer. Daher bleibt der Körper letztlich unverfügbar.“⁵¹⁸

Mit Butler habe ich das Werden des menschlichen Körpers als Prozess der Materialisierung beschrieben. Ich möchte die Theorie Butlers in Beziehung setzen zu der von Ludwig und Turinsky konstatierten Opazität des Körpers. Diese Opazität trifft zunächst alle Körper in gleicher Weise. Weder haben wir die völlige Kontrolle über unseren Körper, noch sind wir als Subjekte völlig autonom. Deshalb ist auch der Übergang von der Kategorie ‚nichtbehindert‘ zur Kategorie ‚behindert‘ fließend.

Wenn Waldschmidt davon ausgeht, dass sich gerade an Behinderung der Körper als Akteur studieren ließe – seine Widerspenstigkeit und die Widerspenstigkeit der Subjekte sich den Normen vollständig zu fügen –, dann liegt das wohl gerade an der Opazität, die am behinderten Körper besonders deutlich wird. Der „bedrängende Überschuss“⁵¹⁹, der einen Riss in der Materialisierung erzeugt, kann gerade im Tanz zum Wert erhoben werden.

Wenn wir davon ausgehen, dass die westliche Gesellschaft momentan vor allem von zwei – sich notwendigerweise überlappenden – Diskursen geprägt ist, die die Körper regulieren sollen, dann ist inklusiver Tanz subversiv, weil er behinderte Körper auf der Bühne zeigt und damit die herrschende Ordnung fundamental angreifen kann. Mit Foucault wurde die Unterwerfung der Körper unter die Bedürfnisse des Kapitals gezeigt. Disziplinartechniken schaffen gelehrige Körper; zugleich bringen diese Körpertechnologien die ‚natürliche‘ Bestimmung des Menschen zur Arbeit diskursiv hervor. Ebenso prägt, Schmincke zufolge, der Diskurs der Kontrolle neoliberale Gesellschaften. Außergewöhnliche Körper – das sind Körper die nicht der Norm

⁵¹⁸ Fischer-Lichte, Erika: *Performativität. Eine Einführung*, Bielefeld: transcript 2012, S. 61

⁵¹⁹ Turinsky: „Das abscheuliche Genießen“, S. 17

entsprechen und damit meine ich Körper, die sich nicht reibungslos dem Prozess der Kapitalakkumulation unterwerfen – werden als gefährliche Körper konstruiert, um ihren Ausschluss aus der hegemonialen Ordnung rechtfertigen zu können. Wie schauen aber nun Körper aus, die den Bedürfnissen des neoliberalen Arbeitsprozesses entsprechen? Turinsky zufolge sind sie vor allem unsichtbar.

Diese Unsichtbarkeit ist eine Folge der Unterwerfung durch die Normen, die den Prozess der Materialisierung regulieren. Körperlichkeit als Materialisierung zu denken, kann, laut Butler, zu einer Aufwertung des Körpers führen. Körper fügen sich nie vollständig den sie regulierenden Normen und in der Unterwerfung unter die Normen bildet sich zugleich unsere Handlungsfähigkeit. Im Prozess der Materialisierung entstehen Brüche, Abweichungen, Risse, die die vermeintliche natürliche Gegebenheit des Körpers als diskursiv konstruiert offenbaren. Wenn der Körper nie statisch ist, sondern sich immer im Werden befindet, dann impliziert dies auch ein Potential der Veränderung. Durch ein strategisches Umschreiben können Kategorien erweitert werden und der Körper kann so ein Stück weit aus seiner diskursiven Regulierung gelöst werden.

Da immer die Körper als behindert konstruiert werden, die hegemonialen Normen nicht entsprechen, zeigt sich die Opazität der Körper am behinderten Körper in besonderer Weise. Inklusiver Tanz erhebt die differente Körperlichkeit behinderter Menschen zum Wert und erweitert damit die Kategorie Tänzer_in. Zugleich bietet „[d]as Auftauchen von Behinderung auf der Bühne [...] eine Alternative zur *ideology of ability* und erforscht und erweitert das Spektrum von Menschsein, das wir unter uns erlauben.“⁵²⁰ Die Problematisierung des Körpers und die Einbindung in ein choreografisches Thema kann dazu beitragen, die Reduzierung behinderter Menschen auf ihre Körperlichkeit zu vermeiden. Inklusiver Tanz kann einen Raum erobern, in dem behinderte Menschen sichtbar werden. Durch dieses Zeigen des behinderten Körpers, seiner Materialität und seiner opaken Medialität, kann durch entsprechende Choreografie und Inszenierung zugleich die Unterordnung der Körper unter den Prozess der Kapitalakkumulation kritisiert werden. Insofern lässt sich inklusiver Tanz als subversives Eindringen in den Diskurs begreifen.

⁵²⁰ Siebers: „Un/sichtbar“, S. 29

5. Conclusio

Inwiefern und inwieweit inklusiver Tanz als subversive Praxis begriffen werden kann, war die Ausgangsfrage der vorliegenden Arbeit. Den scheinbaren Widerspruch, der sich aus der Verknüpfung einer inklusiven mit einer subversiven Praxis ergibt, habe ich auf die Ambivalenz des Subjekts zurückgeführt.

Dieses ist laut Butler „gleichsam ein Auswuchs, ein Überschuss der Logik“ und geht so „über die Logik der Widerspruchsfreiheit hinaus“.⁵²¹ Denn gebildet wird das Subjekt im Prozess der Subjektivation, der zugleich auch die Unterwerfung des Subjekts bezeichnet. Damit sind die Bedingungen unserer Existenz und unserer Handlungsfähigkeit abhängig von der Macht des Diskurses – eines Diskurses, den wir uns nicht ausgesucht haben. Durch die Performativität des Diskurses sind wir gezwungen, die Normen, die das Menschliche regulieren, in einem fortlaufenden Prozess zu wiederholen. Diese Normen bilden unsere Existenzgrundlage und zugleich die Bedingung für subversives Handeln. Denn im Prozess der Wiederholung – der in Bezug auf die Körper als Materialisierung gedacht wird – entstehen Risse und Abweichungen. Da die Körper sich den Normen, die sie regulieren nie ganz fügen, sind der Materialisierung konstitutive Instabilitäten inhärent. Laut Butler liegt hier die Möglichkeit der Subversion; diese zielt im Sinne Butlers jedoch nicht auf eine Abschaffung der Normen, sondern auf eine Erweiterung ebendieser. Durch Verschiebungen im wiederholenden Handeln sollen mögliche Existenzweisen vervielfältigt und die Bedingungen der Intelligibilität des Subjekts erweitert werden.

Anschließend an die Ausführung von Butlers Theorie habe ich deren Rezeption in den Disability Studies skizziert. Diese ist, wie mit Samuels gezeigt, ambivalent: Zu kurz gegriffen wäre es jedenfalls, die durch Butler angefochtene Dichotomie von sex/gender durch impairment/disability zu ersetzen und die Analyse der regulierenden Mechanismen des Diskurses, die Butler in Bezug auf Geschlecht und Sexualität herausarbeitet, einfach für Nicht_Behinderung zu übernehmen. Auch die Nichtthematisierung behinderter Körper beziehungsweise deren metaphorischer Gebrauch muss in einer Aneignung Butlers Theorien für die Disability Studies problematisiert werden. Doch trotz dieser Ausschlüsse kann sich eine solche als fruchtbar erweisen. Sie muss jedoch einhergehen mit der Forderung an postmoderne Körpertheoretiker_innen behinderte Körper in ihre Überlegungen miteinzubeziehen.

Im dritten Kapitel wurden zunächst verschiedene Sichtweisen auf Behinderung dargestellt. Das medizinisch-individuelle und das soziale Modell werden von den Disability Studies durch einen

⁵²¹ Butler: *Psyche der Macht*, S. 22

Perspektivenwechsel verworfen. Denn ihnen zufolge ist auch der beeinträchtigte Körper als diskursiv konstruierter Körper zu bestimmen. Deutlich wurde, dass Behinderung als Kategorie unvergleichliche Körper unter sich vereint, deren einzige Gemeinsamkeit häufig die Erfahrung von Diskriminierung ist. Die Stellung behinderter Menschen in der Gesellschaft variiert mit historischen und kulturellen Gegebenheiten, wie mit Thomson und Schmincke gezeigt. Hatten außergewöhnliche Körper in der Antike noch den Status eines Wunders, so werden sie seit der Etablierung der Naturwissenschaften in der Moderne als deviante Körper konstruiert. Dabei orientiert sich, was als differenter Körper gilt, stets an einer gesellschaftlichen Norm und die Körper, die dieser Norm nicht entsprechen, dienen als konstitutives Außen der Herausbildung und Festigung sowohl individueller als auch kollektiver Körper.

Die Annahme, dass nicht kulturelle Repräsentationen allein die Marginalisierung von behinderten Menschen erklären können, sondern vielmehr in Wechselwirkung mit weiteren diskursiven Praktiken zu dieser Marginalisierung führen, begründete die weitere Textauswahl. So wurde mit Tremain und Waldschmidt gezeigt, wie die Körper behinderter Menschen im Diskurs diszipliniert werden. Disziplinierung im Sinne Foucaults zielt darauf ab, Körper gelehrig zu machen, um ihre Nützlichkeit zu steigern und ihre Produktivität zu erhöhen. Sie stellt eine Strategie der Biopolitik dar; dem System, das nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Körper reguliert. Menschen, deren Körper sich dem allgemeinen Verwertungsprozess nicht widerstandslos fügen, werden an den Rand des Diskurses gedrängt. Es sind vor allem Spezialdiskurse, die den beeinträchtigten Körper hervorbringen. Denn in der Normalisierungsgesellschaft ist der marginalisierte Körper immer der zu normalisierende Körper.

Wie mit Schmincke gezeigt, sind neoliberale Gesellschaften zudem von einem Paradigma der Kontrolle geprägt. Körper, die nicht der Norm entsprechen, werden infolgedessen als gefährliche Körper konstruiert. Dass die Angst vor Kontrollverlust nicht nur auf gesellschaftlicher, sondern auch auf individueller Ebene wirkmächtig ist, habe ich mit Tervooren gezeigt. Lacan folgend konstatiert sie zunächst die Verdrängung des zerstückelten Körpers, also der realen Zerrissenheit des Subjekts, um daran anschließend mit Kristeva „das ständige Oszillieren zwischen Macht und Ohnmacht, Abhängigkeit und Unabhängigkeit als selbstverständlichen Bestandteil des menschlichen Lebens anzuerkennen.“⁵²² Damit wurde zugleich der ‚normale‘ Körper als phantasmatisches Ideal bestimmt, dem sich die Subjekte im Prozess der permanenten Wiederholung anzunähern versuchen.

⁵²² Tervooren: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit“, S. 286

Körperliche Differenzen werden durch Normen vergesellschaftet; diese werden inkorporiert, verinnerlicht und in weiterer Folge verkörpert. Behinderung ist auch in ihrer Verkörperung als Herrschaftsverhältnis zu denken, wie mit Waldschmidt gezeigt wurde. Zugleich kann der Körper, da er sich den Normen, die ihn regulieren, nie ganz fügt, diese in eine produktive Krise versetzen. So ließe sich

„gerade am Beispiel von Behinderung [...] der Körper als Akteur studieren: das ihm anhaftende Unvorhergesehe, Unordentliche und Bedrohliche, seine Ereignishaftigkeit und Widerspenstigkeit, die Weigerung der Subjekte, sich anzupassen und ihr Aufbegehren gegen das ‚Ganzmachen‘ und ‚Geraderichten‘.“⁵²³

Besonders im Tanz kann sich diese Grundbedingung des menschlichen Seins – der sich ständig im Werden befindliche und letztlich unverfügbare Körper – zeigen. Um die Bedingungen der Körperpolitik im inklusiven Tanz und in inklusiver Performance herauszuarbeiten, bin ich zunächst auf das paradoxe Verhältnis von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit in Bezug auf behinderte Darstellende eingegangen. Denn wie im gesamtgesellschaftlichen Diskurs werden behinderte Menschen auch im kulturellen Bereich marginalisiert und sind auf den Theaterbühnen so gut wie nicht präsent. Zugleich ist ihr Auftreten von Hypervisibilität bestimmt – Menschen mit differenten Körpern werden, da sie nicht der Norm entsprechen, sofort über ihre Körperlichkeit definiert. Wie die Objektifizierung von behinderten Menschen durch den klinischen Blick offengelegt und angefochten werden kann, habe ich an Performances von Carrie Sandahl und Mary Duffy gezeigt. Sie thematisieren die diskursive Konstruktion ihrer Körper sowie deren Materialität; und fordern zugleich die Deutungshoheit über diese zurück.

Ausgehend von der Annahme, dass performative ästhetische Praktiken besonders geeignet sind, die Performativität des Diskurses – dessen Macht durch einen Prozess der permanenten Wiederholung zu produzieren, was er benennt – anzugreifen, habe ich mit Kuppers und Fischer-Lichte Butlers Theorie der Performativität auf theaterwissenschaftliche Theorien des Performativen bezogen. Als für den (inklusive) Tanz bestimmende Elemente haben sich dabei die Präsenz der Akteur_innen sowie kinästhetische Prozesse ergeben. Durch die Kinästhetik sind wir aktiv in Wahrnehmungsprozessen involviert, denn Wahrnehmung ist immer auch die Simulation von Handlung; außerdem ist sie durch den Habitus strukturiert, also diskursiv geformt. Präsenz ist, als performatives Phänomen, unter anderem fähig, die Dichotomie von Körper und Geist zum Kollabieren zu bringen, wie Fischer-Lichte darlegt.

Deutlich wurde das auch an der abschließenden Analyse von *heteronomous male*. Michael Turinsky erweitert in dieser Performance durch die Inszenierung seines Körpers sowohl

⁵²³ Waldschmidt: „Behinderte Körper“, S. 41

hegemoniale Konstruktionen von Männlichkeit als auch die Kategorie Tänzer_in. Er zeigt uns die opake Medialität des behinderten Körpers und bringt sich selbst durch das ostentative Verwenden seiner Texte sowie durch die tänzerische Präsenz als *embodied mind* hervor. Dass durch die Praxis des inklusiven Tanzes die Unterordnung der Körper unter den Imperativ der Kapitalakkumulation kritisiert werden kann, indem sie den individuellen Körper sichtbar macht, wurde an dieser Performance gezeigt. Durch dieses Potential kann inklusiver Tanz im Zuge der Forderung nach Inklusion subversiv wirken.

6. Quellenverzeichnis

6.1. Performance

heteronomous male. Choreografie, Tanz, Bühne und Text: Michael Turinsky. Musik: Ben Frost. Kostüm: Devi Saha. Die Beschreibung der Performance beruht auf einem Aufführungsbesuch am 12. Juli 2013 im Rahmen von *ImPulsTanz* 2013 im Schauspielhaus Wien sowie einer Aufzeichnung, die mir *ImPulsTanz* und Michael Turinsky dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt haben.

Mittlerweile hat Michael Turinsky eine Aufzeichnung der Performance auf dem Videoportal Vimeo zugänglich gemacht: <http://vimeo.com/97516408>; Zugriff am 28.11.2014

6.2. Literaturverzeichnis

Agamben, Giorgio: „Noten zur Geste“, in: Schmutz/Widmann (Hg.): *Dass die Körper sprechen, auch das wissen wir seit langem.*, S. 39-48

Ahrbeck, Bernd: *Der Umgang mit Behinderung*, Stuttgart: W. Kohlhammer 2011
(= Praxiswissen Bildung. Hg. Peter J. Brenner)

Albright, Ann Cooper: *Choreographing Difference. The Body and Identity in Contemporary Dance*, Hanover (NH): Wesleyan University Press/University Press of New England 1997

Antor, Georg/Ulrich Bleidick (Hg.): *Handlexikon der Behindertenpädagogik*, Stuttgart: Kohlhammer² 2006 (Orig. 2001)

Appelsmeyer, Heide/Elfriede Billmann-Mahecha: „Kulturwissenschaftliche Analysen als prozeßorientierte wissenschaftliche Praxis. Einleitung“, in: dies.: *Kulturwissenschaft*, S. 7-17

Appelsmeyer, Heide/Elfriede Billmann-Mahecha: *Kulturwissenschaft. Felder einer prozeßorientierten wissenschaftlichen Praxis*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2001

Bleidick, Ulrich: „Behinderung“, in: Anton/Bleidick (Hg.): *Handlexikon der Behindertenpädagogik*, S. 79-81

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991 (Orig. *Gender Trouble. Feminism and the subversion of identity*, New York: Routledge 1990)

Butler, Judith: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009 (Orig. *Undoing Gender*, New York: Routledge 2004)

Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (Orig. *Bodies that Matter. On the discursive limits of „sex“*, New York: Routledge 1993)

- Butler, Judith: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001 (Orig. *The Psychic Life of Power. Theories in Subjection*, Stanford: University Press 1997)
- Corker, Mairian/Tom Shakespeare (Hg.): *Disability/Postmodernity. Embodying disability theory*, London/NewYork: Continuum³ 2006 (Orig. 2002)
- Corker, Mairian/Tom Shakespeare: "Mapping the Terrain", in: dies. (Hg.): *Disability/Postmodernity*, S. 1-17
- Davis, Lennard J.: "Nude Venuses, Medusa's Body, and Phantom Limbs: Disability and Visuality", in: Mitchell/Snyder (Hg.): *The Body and Physical Difference*, S. 51-70
- Davis, Tracy C. (Hg.): *The Cambridge Companion to Performance Studies*, Cambridge: Cambridge University Press 2008
- Dederich, Markus: *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies*, Bielefeld: transcript 2007 (= Anne Waldschmidt/Thomas Macho/Werner Schneider/Heike Zirden (Hg.): *Disability Studies: Körper – Macht – Differenz*, Band 2)
- Eckenstein, Corinne: „Der zerrissene Körper im Tanz“, Interview mit Bert Gstettner und Michael Turinsky, in: *gift – Zeitschrift für freies Theater*, 02/2010, S. 48-51
- Erhart, Tanja: *Be_hinderung hat Potential ... im und durch den inklusiven Tanz: kultur- und sozialanthropologische Blicke auf be_hinderte Tänzer_innen – ihre verkörperte Vielfalt, Identität und Performativität*, Diplomarbeit, Universität Wien, Fakultät für Sozialwissenschaften 2012
- Fischer-Lichte, Erika/Christoph Wulf (Hg.): *Theorien des Performativen*, Berlin: Akademie Verlag 2001 (= *Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie*, Hg. vom Interdisziplinären Zentrum für Historische Anthropologie. Band 10, Heft 1, 2001)
- Fischer-Lichte, Erika/Doris Kolesch/Matthias Warstat (Hg.): *Metzler Lexikon Theatertheorie*. Stuttgart/Weimar: Metzler 2005
- Fischer-Lichte, Erika: *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004
- Fischer-Lichte, Erika: *Performativität. Eine Einführung*, Bielefeld: transcript 2012
- Fischer-Lichte: „Performativität/performativ“, in: Fischer-Lichte/Kolesch/Warstat (Hg.): *Metzler Lexikon Theatertheorie*, S. 234-242
- Flieger, Petra/Volker Schönwiese (Hg.): *Menschenrechte – Integration – Inklusion. Aktuelle Perspektiven aus der Forschung*, Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt 2011
- Foster, Susan Leigh: „Movement's contagion: the kinesthetic impact of performance“, in: Davis (Hg.): *The Cambridge Companion to Performance Studies*, S. 46-59

Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977 (Orig. *Surveiller et punir. La naissance de la prison*, Editions Gallimard 1975)

Herrmann, Steffen K./Sybille Krämer/Hannes Kuch (Hg.): *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*, Bielefeld: transcript 2007

Hetzel, Mechthild/Andreas Hetzel: „Zur Sprache der Sprachlosen. Ebenen der Gewalt in der diskursiven Produktion von Behinderung“, in: Herrmann/Krämer/Kuch (Hg.): *Verletzende Worte*, S. 337-352

Hinz, Andreas: „Inklusion“, in: Anton/Bleidick (Hg.): *Handlexikon der Behindertenpädagogik*, S. 97-99

Hirschmann, Nancy J.: “Disability as a New Frontier for Feminist Intersectionality Research”, in: *Politics & Gender*, Vol. 8, No. 3, 2012, S. 396-405

Jacob, Jutta/Swantje Köbsell/Eske Wollrad (Hg.): *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, Bielefeld: transcript 2010

Junge, Torsten/Imke Schmincke (Hg.): *Marginalisierte Körper. Zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers*, Münster: UNRAST-Verlag 2007

Junge, Torsten/Imke Schmincke: „Marginalisierte Körper – eine Einleitung“, in: dies. (Hg.): *Marginalisierte Körper*, S. 5-10

Klaue, Magnus: „Zwang und Gewalt“, in: *konkret* 3/2014, S. 36-37

Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache/Kluge*. Bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin/New York: de Gruyter²⁴ 2002

Köbsell, Swantje: „Gendering Disability: Behinderung, Geschlecht und Körper“, in: Jacob/Köbsell/Wollrad (Hg.): *Gendering Disability*, S. 17-33

Krämer, Sybille/Marco Stahlhut: „Das ‚Performative‘ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie“, in: Fischer-Lichte/Wulf (Hg.): *Theorien des Performativen*, S. 35-64

Krämer, Sybille: *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2008

Kuppers, Petra: *Disability and Contemporary Performance. Bodies on Edge*, New York/London: Routledge 2003

Lepecki, André: *Option Tanz. Performance und die Politik der Bewegung*, Berlin: Theater der Zeit 2008 (=Recherchen 50) (Orig. *Exhausting Dance. Performance and the politics of movement*, New York/London: Routledge 2006)

Ludewig, Karin: *Die Wiederkehr der Lust. Körperpolitik nach Foucault und Butler*, Frankfurt am Main: Campus 2002

Lutz, Petra/Thomas Macho/Gisela Staupe/Heike Zirden (Hg. für die Aktion Mensch und die Stiftung Deutsches Hygiene-Museum): *Der [im-]perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*, Köln: Böhlau 2003

Mitchell, David T./Sharon L. Snyder (Hg.): *The Body and Physical Difference. Discourses of Disability*, Ann Arbor: The University of Michigan Press⁴ 2004 (Orig. 1997)

Mitchell, David T./Sharon L. Snyder: „Introduction: Disability Studies and the Double Bind of Representation“, in: dies. (Hg.): *The Body and Physical Difference*, S.1-31

Raab, Heike: „Shifting the Paradigm: ,Behinderung, Heteronormativität und Queerness“, in: Jacob/Köbsell/Wollrad: *Gendering Disability*. S. 73- 94

Ruoff, Michael: „Körpertechnologien“, in: ders.: *Foucault-Lexikon*, S. 143 – 145

Ruoff, Michael: *Foucault-Lexikon. Entwicklung – Kernbegriffe – Zusammenhänge*, Paderborn: Fink 2007

Samuels, Ellen: „Critical Divides: Judith Butler’s Body Theory and the Question of Disability“, in: *NWSA Journal*, Vol. 14, No. 3, Fall 2002, S. 58-76

Sandahl, Carrie/Philip Auslander (Hg.): *Bodies in Commotion. Disability & Performance*, Ann Arbor: University of Michigan Press⁴ 2008 (Orig. 2005)

Sandahl, Carrie: „Ahhhh Freak Out! Metaphors of Disability and Femaleness in Performance“, in: *Theatre Topics*, Vol. 9 (1), 1999, S. 11-30

Schipper, Imanuel (Hg.): *Ästhetik versus Authentizität. Reflexionen über die Darstellung von und mit Behinderung*, Berlin: Theater der Zeit 2012 (=Recherchen 94)

Schmincke, Imke: „Außergewöhnliche Körper. Körpertheorie als Gesellschaftstheorie“, in: Junge/Schmincke (Hg.): *Marginalisierte Körper*, S. 11-26

Schmutz, Hemma/Tanja Widmann (Hg.): *Dass die Körper sprechen, auch das wissen wir seit langem. That bodies speak has been known for a long time*. Köln/Wien: Verlag der Buchhandlung Walther König/Generali Foundation 2004

Schulze, Marianne: „Menschenrechte für alle: Die Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“, in: Flieger/ Schönwiese (Hg.): *Menschenrechte – Integration – Inklusion*, S. 11-25

Siebers, Tobin: „Un/sichtbar. Observationen über Behinderung auf der Bühne“, in: Schipper (Hg.): *Ästhetik versus Authentizität*, S. 16-32

Siebers, Tobin: *Zerbrochene Schönheit. Essays über Kunst, Ästhetik und Behinderung*, Bielefeld: transcript 2009 (= Anne Waldschmidt/Thomas Macho/Werner Schneider/Heike Zirden (Hg.): *Disability Studies: Körper – Macht – Differenz*, Band 3)

Snyder, Sharon L./David T. Mitchell: „Re-engaging the Body: Disability Studies and the Resistance to Embodiment“, in: *Public Culture*, Volume 13, Number 3, Fall 2001, S. 367-389

Stocker, Susan S.: „Problems of Embodiment and Problematic Embodiment“, in: *Hypatia*, Vol. 16, No. 3, Summer 2001, S. 30-55

Tervooren, Anja: „Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit. Körper und Behinderung“, in: Lutz/Macho/Staupe/Zirden (Hg.): *Der [im-]perfekte Mensch*, S. 280-292

Thomson, Rosemarie Garland (Hg.): *Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body*, New York/London: New York University Press 1996

Thomson, Rosemarie Garland: „Integrating Disability, Transforming Feminist Theory“, in: *NWSA Journal*, Vol. 14 No. 3, Fall 2002, S. 1-32

Thomson, Rosemarie Garland: „Introduction: From Wonder to Error – A Genealogy of Freak Discourse in Modernity“, in: dies. (Hg.): *Freakery*, S. 1-19

Thomson, Rosemarie Garland: *Extraordinary Bodies: Figuring Physical Disability in American Culture and Literature*, New York: Columbia University Press 1997

Tremain, Shelley: „On the Subject of Impairment“, in: Corker/Shakespeare (Hg.): *Disability/Postmodernity*, S. 32-47

Turinsky, Michael: „Das abscheuliche Genießen. Lacanianische Reflexionen über den Umgang mit Behinderung, Liebe und Sexualität“, in: *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft*, Nr. 2/2003, S. 14-29

Turinsky, Michael: „Strauchelnde Gesten. Zu einer politischen Ontologie inklusiven Tanzes“ in: *gift – zeitschrift für freies theater*, 02/2010, S. 51-55

Umatum, Sandra: „Performance“, in: Fischer-Lichte/ Kolesch/ Warstat (Hg.): *Metzler Lexikon Theatertheorie*, S. 231-234

Waldschmidt, Anne: „Behinderte Körper: Stigmatheorie, Diskurstheorie und *Disability Studies* im Vergleich“, in: Junge/Schmincke (Hg.): *Marginalisierte Körper*, S. 27-43

Waldschmidt, Anne: „Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma? Soziologie der Behinderung im Anschluss an Goffman, Foucault und Bourdieu“, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 36 (4) 2011, S. 89-106

Wendell, Susan: *The Rejected Body: Feminist Philosophical Reflections on Disability*, New York: Routledge 1996

Wolff, Janet: „Reinstating Corporeality: Feminism and Body Politics“, in: dies.: *Feminine Sentences*, S. 120 – 141

Wolff, Janet: *Feminine Sentences. Essays on Women & Culture*. Cambridge/Oxford: Polity Press in association with Basil Blackwell 1990

Wollrad, Eske/Jutta Jacob/Swantje Köbsell: „Einleitung“, in: Jacob/Köbsell/Wollrad (Hg.): *Gendering Disability*, S. 7-13

6.3. Onlinequellen

Herrmann, Steffen K.: „Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung“, in: *arranca!*, Nr. 28, November 2003, S. 22-26
<http://arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap>; Zugriff am 15.12.2014

ICF. *Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit*, Hg. Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information, DIMDI. World Health Organization 2005. (Orig.: *International Classification of Functioning, Disability and Health*, World Health Organization 2001)
[http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/downloadcenter/icf/endfassung/icf_endfassung-2005-10-01.pdf?action=Ich akzeptiere](http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/downloadcenter/icf/endfassung/icf_endfassung-2005-10-01.pdf?action=Ich%20akzeptiere); Zugriff am 14.07.2014

ImPulsTanz. Vienna International Dance Festival #30. Medieninformation, Wien: ImPulsTanz 2013
http://www.impulstanz.com/download.php?file=pressfiles/Pressemappe_ImPulsTanz_kompriert.pdf&sa=U&ei=FFF7VPmnGavRygPpq4F4&ved=0CBMQFjAA&usg=AFQjCNHw3-VR7Li2X_5EZlbOgGunidWb8g; Zugriff am 30.11.2014

UN-Konvention. Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen und Fakultativprotokoll, Hg. Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, Wien 2011 (Orig. United Nations: *Convention on the Rights of Persons with Disabilities and Optional Protocol*, New York 2006)
http://www.sozialministerium.at/cms/site/attachments/2/5/8/CH2218/CMS1314697554749/un-konvention_inkl._fakultativprotokoll_de.pdf; Zugriff am 14.07.2014

Vital Signs: Crip culture talks back. Regie: Sharon L. Snyder/David T. Mitchell, USA 1997
Die Dokumentation wurde von David T. Mitchell auf Youtube zugänglich gemacht:
Teil 1: <https://www.youtube.com/watch?v=r5rWHA0KcFc>
Teil 2: <https://www.youtube.com/watch?v=P23ov4QVHhI>
Teil 3: <https://www.youtube.com/watch?v=heG41ToClFI>; Zugriff am 05.12.2014

Waldschmidt, Anne: „Körper – Macht – Differenz: Anschlüsse an Foucault in den Disability Studies“, Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung *Disability Studies II* am 29. November 2006, Zentrum für Disability Studies der Universität Hamburg,
<http://bidok.uibk.ac.at/library/waldschmidt-koerper.html>; Zugriff am 29.09.2014

7. Anhang

7.1. Zusammenfassung

Diese Arbeit geht der Frage nach, inwiefern inklusiver Tanz – die gemeinsame Tanzpraxis behinderter und nichtbehinderter Menschen – als subversive Praxis zu verstehen ist. Den Theorien Judith Butlers folgend werden die Begriffe des Subjekts, der Performativität, der Materialisierung und der Subversion erarbeitet. Die Performativität des Diskurses in Bezug auf Nicht_Behinderung wird anhand poststrukturalistisch orientierter Ansätze aus den Disability Studies dargelegt. Auf Grundlage der erarbeiteten Theorien und in der Zusammenführung mit theaterwissenschaftlichen Zugängen zu Performativität, Präsenz und Kinästhetik wird nach den Bedingungen für eine kritische Körperpolitik inklusiver Performances gefragt. Im Tanz kann – bei entsprechender Einbindung in ein choreographisches Thema – zugleich die verkörperte Differenz behinderter Menschen zum Wert erhoben sowie die diskursive Konstruktion von Behinderung aufgezeigt werden. Zudem kann die Eroberung der Bühne durch behinderte Künstler_innen das in neoliberalen Gesellschaften vorherrschende Paradigma der Kontrolle, das die Körper dem Prozess der Kapitalakkumulation unterordnet, infrage stellen. Daher ist davon auszugehen, dass inklusiver Tanz im Zuge der Forderung nach Inklusion subversiv wirken kann. Gezeigt wird das anhand einer Analyse von Michael Turinskys Performance *heteronomous male*.

7.2. Abstract

This thesis examines to what extent inclusive dance – the common dance practice of disabled and nondisabled people – can be recognized as subversive practice. Following the theories of Judith Butler, terms like the subject, performativity, materialization and subversion are explored. The performativity of the discourse concerning dis_ability is demonstrated with approaches of the disability studies based on post-structuralism. On the basis of the developed theories and by linking them to definitions of performativity, presence and kinesthesia drawn from theatre studies, conditions for critical body politics in inclusive performances are discussed. In dance, the embodied difference of disabled people can be valued. At the same time questioning the discursive construction of disability is possible if the body is embedded into an appropriate choreographic theme. Furthermore the claiming of the stage by disabled artists can challenge the neoliberal regime of control that subordinates bodies to the process of capital accumulation. Therefore I assume that inclusive dance can act subversive while demanding social inclusion of disabled people. This is shown in an analysis of Michael Turinskys performance *heteronomous male*.

7.3. Lebenslauf

Franziska Köberl

geboren am 31.01.1987 in Wien

Kontakt: franziska.koeberl@gmx.at

Studienverlauf

seit 2010	Studium der Volkswirtschaftslehre, Universität Wien
seit 2007	Studium der Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Universität Wien
2006 – 2007	Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft, Universität Wien

Auslandsaufenthalt

WS 2011/12	Auslandssemester an der Universität Utrecht im Zuge des Erasmusprogramms
------------	--

Schulausbildung

2001 – 2006	Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe, Ausbildungszweig Sozialmanagement am Caritas Ausbildungszentrum Seegasse, Wien; Matura im Juni 2006; im Zuge dieser Ausbildung: - Juli 2005 Praktikum im Haus der Künstler in Gugging - Juni 2005 Praktikum in der Karl Schubert Schule (Bildungsstätte für seelenpflegebedürftige Kinder und Jugendliche in Wien) - Juni/Juli 2004 Praktikum in La Sepaye (Wohngemeinschaft behinderter Menschen in Frankreich) 2003 – 2004 zwei je 80-stündige Praktika bei der Dreikönigsaktion und im Rupert Mayer-Haus (Wohnhaus der Caritas für wohnungslose Frauen und Männer)
1997 – 2001	Gymnasium der Dominikanerinnen in Ober St. Veit, Wien
1993 – 1997	Volksschule Ober St. Veit, Wien

Sprachen

Deutsch: Muttersprache

Englisch: fließend in Wort und Schrift

Französisch: Grundkenntnisse